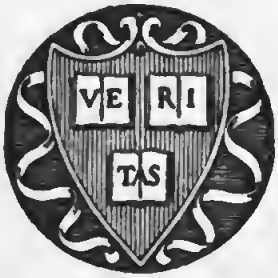
GerL
344
882
WIDENER
HN ZWCB 1



254

Gen L 344 882

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

VE RI TAS

BOUGHT WITH INCOME
FROM THE BEQUEST OF
HENRY LILLIE PIERCE
OF BOSTON

Volkslied und Drama

im

1870 — 71.

Vier Vorträge

von

Dr. E. Küsel.

„An's Vaterland, an's teure schließ dich an"

Gumbinnen.
C. Sterzel's Buchhandlung (R. Rose).
1882.

Blümml
1906.

Volkslied und Drama

3 50

von

1870 — 71.

Vier Vorträge

von

Dr. E. Küsel.

„An's Vaterland, an's teure schließ dich an!"

Gumbinnen.
E. Sterzel's Buchhandlung (R. Rose).
1882.

Digitized by Google

Ger L 344.882

Digitized by Google

Herrn

Geheimrat Dr. Schrader

in

Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet.

Einleitung.

Es giebt Zeiten, herrliche Zeiten, wo im Kampfe gegen den äußeren Feind nur ein Gefühl die Herzen aller beseelt — das Heil und die Ehre des Vaterlandes; es folgen Tage, trübe Tage, wo dieser frohgemute Geist der Eintracht die kühn erhobenen Schwingen vor dem innern Streite der Parteien wieder sinken läßt.

Aber ein Ort findet sich — so heimlich und so traut, wo die Quelle patriotischer Begeisterung „ewig klar und spiegelrein" dahinfließt — das ist der alte deutsche Dichterhain, von dessen Zweigen von jeher die edelsten Weisen für Kaiser und Reich ertönt sind, und wahr bleibt das schöne Wort, das ein Krieger und Sänger*) zugleich von 1870 im feindlichen Lande gesungen:

„Ihr deutschen Lieder, kühn und stark,
Voll Heldenkraft und Heldenmark,
Wenn ihr in vollen Tönen schallt,
Wie faßt das Herz ihr mit Gewalt!

Hier in dem fremden Wälschen Reich,
Wie klingt ihr da so lieb und weich,
Ruft Vaterhaus und Jugendglück
Und sel'ge Zeiten uns zurück.

Und wieder klingt ihr so voll Kraft,
Voll Jugendmut und Leidenschaft,
Begeistert uns im heil'gen Krieg
Und führet uns von Sieg zu Sieg.

*) Vergl. Ditfurth: histor. Volkslieder II, p. 144.

Von Heldentreue, Todesmut
Verkündet ihr uns ſchlicht und gut,
Und ruft: „Seid eurer Väter wert
Und ſtehet treu für Haus und Herd!“

Ihr knüpft uns an das Vaterland
Mit innigtreuem, feſtem Band,
Ihr bleibt uns, wenn uns nichts mehr blieb,
Drum ſeid ihr uns auch ewig lieb!“ —

Und dieſe Liebe zu pflegen, und damit zugleich mein Scherflein beizutragen zu der Erhaltung und Belebung jener Gefühle, die ſo Großes geboren, das iſt nun der innige Wunſch, der mich, wie früher ſchon am anderen Orte, ſo auch im Folgenden wieder zu der deutſchen Dichtung jener ruhmgekrönten Tage geführt hat, die wenn auch nicht immer „einen innerhalb der Kunſtſphäre liegenden“, doch überall großartig kulturhiſtoriſchen Wert beſitzt. —

Es iſt ja bekannt, welch' reichen Liederſegen uns die Jahre 1870 und 71 gebracht haben! Wie G. v. Straßburg einſt von den Minneſängern, ſo müſſen wir von unſern damaligen Dichtern ausrufen: „Der Nachtigallen, der ſind viel“, und was hier von großer Wichtigkeit iſt, treue Hände haben die koſtbaren Schätze ſogleich geſammelt und noch während des Krieges ſelbſt den teuren Liederhort in ſchönen, ja oft prächtigen Sammelwerken geborgen — ich erinnere hier nur für die Kunſtpoeſie an die große Prachtausgabe der „Lieder zu Schutz und Trutz“ von Fr. Lipperheide, aus der vor kurzem eine kleinere „Auswahl für Volk, Schule und Heer“ mit einem gemeinverſtändlichen Kommentare erſchienen iſt, und für den Volksgeſang an das umfangreiche Werk von Fr. W. v. Ditfurth: „Hiſtoriſche Volkslieder von 1756—1871“ aus demſelben Verlage.

Digitized by Google

Dieſe und manch' andere, nicht weniger anerkennenswerte Sammlungen haben es dem Litterarhiſtoriker ermöglicht, von der Kriegslyrik jener Jahre das glänzende Facit zu ziehen, das ſie der Dichtkunſt der Freiheitskriege würdig an die Seite ſtellt.

In dieſem Sinne hatte ſchon im Jahre 1872 Dr. J. Schlüter, der auf dieſem Gebiete mehrfach als Sammler und Schriftſteller*) aufgetreten iſt und uns unter anderen auch eine verdienſtvolle Studie „über die franzöſiſche Kriegs- und Revanche-Dichtung" (Heilbronn, Gebr. Henninger 1878) geliefert hat, in einer Feſtrede „der deutſche Krieg von 1870/71 im deutſchen Liede" die Erzeugniſſe der Kunſtpoeſie beleuchtet und von dem nämlichen Standpunkte aus der Verfaſſer vorliegender Aufſätze ſelbſt im Jahre 1877 ebenfalls in einer Feſtrede das hiſtoriſche Volkslied von 1870/71 behandelt. Neuerdings iſt hier nun eine umfaſſende litterarhiſtoriſche Arbeit von Dr. Otto Weddigen: „Die patriotiſche Dichtung von 1870/71 unter Berückſichtigung der gleichzeitigen politiſchen Lyrik des Auslandes"**) (Eſſen und Leipzig, Alfred Silbermann 1880) hinzugetreten — ein Werk, in deſſen ausführlicher Darſtellung die obige Behauptung von dem Werte unſrer jüngſten lyriſchen Kriegspoeſie ihre allſeitige Beſtätigung findet.

Nächſt dem lyriſchen Dichter iſt es dann der dramatiſche, der wie überall ſo auch hier ins volle Menſchenleben hineingreift und ſich alsbald von der Schaubühne herab zum Herolde

*) Schlüter hat zunächſt eine Anthologie: „Die Wacht am Rhein. Die deutſche Kriegsdichtung 1870/71" (Münſter, Coppenrath 1874) herausgegeben; ſodann unter dem zuſammenfaſſenden Titel „Für Kaiſer und Reich" drei Feſtreden: „Zum Geburtstage des Kaiſers", „Zu Fürſt Bismarcks 60. Geburtstage", „Zur Sedan-Feier" nebſt einem poetiſchen Anhange (Bremen, J. Kühtmann 1876) veröffentlicht.

**) Von demſelben Verfaſſer ſind auch eigene Dichtungen erſchienen: „Schwertlieder eines Freiwilligen aus dem Feldzug von 1870/71".

der großen Zeitgedanken macht. Und hierin steht er dem Volkssänger am nächsten; sowie dieser meistenteils nur Selbsterlebtes schildert und somit ein unverfälschtes Organ des Volkes in Waffen wird, so bringt uns der dramatische Dichter am treuesten die Stimmung daheim zum Ausdrucke und stellt uns in treffenden Gestalten die Gefühle verkörpert dar, mit denen wir selbst vom heimatlichen Heerde aus die Thaten unsrer Krieger im Feindeslande begleiten.

Natürlich ist es hier nicht sowohl das große Drama, welches in jener sturmbewegten Kriegeszeit seine Pflege finden kann — obwohl es uns auch an solchen dichterischen Gaben nicht mangelt —, vielmehr treten da die kleineren Gattungen der dramatischen Poesie in ihre Rechte, und vor allem bietet das Genrebild die geeignetste Form, uns die einzelnen Momente des buntbewegten kriegerischen Lebens anschaulich vorzuführen.

Und da hierbei vorzugsweise, wie in Wallensteins Lager, dem schlichten Soldaten und seinem Wachtmeister das Wort verstattet wird, so ist der Humor und oft ein recht drastischer ein weiterer Grundzug, den diese Dichtung mit dem Volksliede jener Tage gemein hat.

Aber der dramatische Dichter hat sich nicht an dem zeitgemäßen Stoffe genügen lassen; er hat sofort, als sich die ersten Anzeichen des neuen Kampfes mit dem alten Erbfeinde erhoben, zurückgegriffen in die deutsche Vergangenheit und mit ihrer laut mahnenden Stimme der Gegenwart zum Herzen gesprochen.

Solche Stücke dürfen daher in einer Besprechung der dramatischen Litteratur von 1870/71 gebührender Weise auch nicht fehlen; vielmehr geht der Verfasser in den diesbezüglichen Vorträgen von ihnen aus und wendet sich darnach erst zu den Stoffen aus unsrer jüngsten Kriegeszeit.

Hierbei lag die Sache aber nicht so einfach, wie bei der lyrischen Poesie; denn hier galt es — da bisher ein derartiger Versuch noch nicht gemacht worden — alles selbst zu sammeln und zu sichten und die einzelnen, oft im Verhältnis zu ihrem Umfange und Inhalte ziemlich teueren Stücke zu erwerben.

Gewiß wird nun hier noch manches treffliche Erzeugnis fehlen — und der Verfasser würde äußerst dankbar sein, wollten Verleger und Autoren ihn demnächst in den Stand setzen, seine litterarhistorische Skizze zu vervollständigen —; indes soviel wird doch auch schon aus dem vorgeführten Stoffe, der mehr als 50 Dramen entnommen ist, unzweifelhaft hervorgehen, daß auch der dramatische Dichter jener Tage das Seinige dazu beigetragen, „in die Gährung der Masse ein klärendes, ideales Ferment zu werfen" und „dem hochschwebenden, nationalen Gedanken" seinen vollsten Ausdruck zu geben.

An dritter Stelle endlich — jedoch nicht dem Werte, sondern nur der Zeitfolge nach — steht dann der epische Dichter; für ihn müssen sich erst die Verhältnisse wieder geklärt und beruhigt, der Griffel der Geschichte seine getreue, der Leidenschaft des Tages enthobene Detailleschilderung begonnen und den gewaltigen Stoff, ich möchte sagen, mit dem Dufte der Vergangenheit umhüllt haben, bis er Kalliopes stolze Drommete erheben und in volltönenden, aber gleichmäßig dahinströmenden Gesängen uns von den unsterblichen Thaten unsrer Helden erzählen kann.

Die komische Muse zwar folgt auch hier ihren eigenen Prinzipien; ihre Erfolge beruhen auf der Wirkungskraft des Augenblicks, und so hat denn der klägliche Zusammensturz der Napoleonischen Macht sofort „das grotesk-komische Heldengedicht" gezeitigt, wie es uns die schon im Jahre 1870 bei Fr. Lipper-

heide in Berlin erſchienene „Louiſiade oder Napoleon III.“ von W. Andreae und H. Wegas in demſelben Jahre bei M. Schauenburg in Straßburg veröffentlichte „Sedaneia“ beweiſen; jedoch das eigentliche Heldenlied tritt erſt nach und nach auf den litterariſchen Markt und behandelt zunächſt auch nur einzelne bedeutſamere Epiſoden aus dem ganzen großen Kriege, ſo K. H. Keck's „Sedan“, ein deutſches Heldenlied aus dem Jahre 1873 (Halle, Waiſenhausbuchhandlung), dem dann zwei Jahre ſpäter die beiden Gedichte in drei Geſängen „Vionville“ (Berlin, Freund und Jeckel) und „Sedan“ (Frankfurt a. O., B. Waldmann) von E. v. Wildenbruch folgten — alles Werke, die der Verfaſſer und zwar auch die zuerſtgenannten komiſchen Gedichte bereits in einer zweiten Feſtrede „Die Schlacht bei Sedan im deutſchen Liede“ (Gumbinnen, C. Sterzel's Buchhandlung (R. Roſe) 1880) beſprochen hat. Aber erſt das Vorjahr 1881 hat uns eine Geſammtdarſtellung des ganzen Krieges in der Rhapſodie „Barbablanca“ von J. E. v. Günthert (Stuttgart, C. Krabbe 1881) gebracht. —

Wie nun vorher bemerkt, zeigen Volkslied und Drama, namentlich in ihrer humoriſtiſchen Färbung eine ſo mannigfache Verwandtſchaft, daß der Verfaſſer ſich deshalb veranlaßt geſehen, ſeine bereits oben citierte Arbeit über die volkstümliche Richtung der Kriegslitteratur, die bei ihrem erſten Abdrucke in Herrigs Archiv für das Studium der n. Spr. und Litt. 58. Bd. 1877 nur in einem kleinen Kreiſe bekannt geworden ſein dürfte, ſeinen Vorträgen über die dramatiſche Poeſie, die von ihm hier im Laufe des Monats Januar zu wohlthätigen Zwecken gehalten worden, ſchon der vollſtändigen Ueberſicht wegen von neuem voranzuſchicken; dabei hält er es für notwendig, es nochmals

ausdrücklich hervorzuheben, daß es ſich für ihn in der ganzen nachfolgenden Darſtellung nicht ſowohl um eine äſthetiſche Würdigung und kritiſche Beleuchtung der zur Sprache kommenden poetiſchen Erzeugniſſe handelt, ſondern vornehmlich um das kulturhiſtoriſche Gemälde, das ſie uns von jener ſo großen Zeit entwerfen; darum haben hier alle Stimmen, die zu ihrem Lobe ertönten, wie groß oder wie klein ſie auch erſcheinen mögen, ihre inhaltliche Berückſichtigung gefunden, denn —

„ſie alle zieht
Das Herz zum Vaterland" (Schiller).

Gumbinnen, den 22. März 1882.

Dr. E. Küſel.

I.

Das historische Volkslied

von 1870—71.

Festrede zum 80. Geburtstage Kaiser Wilhelms,
gehalten in der Aula des Friedrichs-Gymnasiums zu Gumbinnen
den 22. März 1877.

Gebet.

„Jauchzet Gott, alle Lande; lobſinget zu Ehren ſeinem Namen; rühmet ihn herrlich!“ — ſo rufen wir heute mit der Inbrunſt Davids, denn erfüllt hat ſich an uns ſein Wort, das geſchrieben ſteht in dem 21. Pſalm:

„Herr, der König freuet ſich in deiner Kraft, und wie ſehr fröhlich iſt er über deiner Hilfe!

„Du giebſt ihm ſeines Herzens Wunſch und weigerſt nicht, was ſein Mund bittet.

„Er bittet dich um das Leben; ſo giebſt du ihm langes Leben und ſetzeſt ihn zum Segen ewiglich.

„Denn der König hoffet auf den Herrn und wird durch die Güte des Höchſten feſt bleiben! Sela!“

Ja der König hoffte auf den Herrn von der Frühe ſeiner Tage: der Herr ſetzte eine goldene Krone auf ſein Haupt, und demütig bekannte er an dem Tage ſeiner Konfirmation, als er zum erſten Male an Gottes Altar kniete:

„Ich freue mich meines Standes — nicht um der Auszeichnung willen, die er mir unter den Menſchen verleiht, auch nicht um der Genüſſe willen, die ſich mir darbieten, ſondern um deswillen, daß ich in demſelben mehr wirken und leiſten kann. Mein fürſtlicher Stand ſoll mich immer an die größeren Verpflichtungen, die er mir auflegt, an die größeren Anſtrengungen, die er von mir fordert, erinnern und mich niemals verhindern, demütig zu ſein vor meinem Gotte. Bei allem Guten, welches mir zu Teil wird, will ich dankbar auf Gott blicken, und bei allen Uebeln, die mich treffen, will ich mich Gott unterwerfen, feſt überzeugt, daß er überall mein Beſtes beabſichtige. Ja auf Gott will ich unerſchütterlich vertrauen, ihm alles

anheimſtellen und mir im Glauben an ſeine Vorſehung einen getroſten Mut zu erhalten ſuchen."

Mit dieſen Geſinnungen trat er in das Leben und blieb feſt durch die Güte des Herrn in den ſchweren Tagen der Prüfung und des Kampfes. Und der Herr ſahe an ſein redlich Mühen und Streben und überſchüttete ihn mit gutem Segen und legte zu der goldenen Krone Lob und Schmuck auf ſein greiſes Haupt. — Darum rufen wir heute aus der Tiefe unſers Herzens: „Ja der Herr lebt, und gelobt ſei unſer Hort, der Gott, der uns großes Heil bewieſen in unſerm König. Er wird erhören unſer Flehen und uns in ſeiner Gnade erhalten ſeinen Geſalbten, unſern Herrſcher und Vater! — Amen!"

„Volkes Stimme iſt Gottes Stimme“ — dies alte Sprichwort hat ſich in unſeren Tagen wunderbar bewahrheitet. Als im Jahre 1849 der König von Preußen die ihm von Frankfurt aus angetragene Kaiſerkrone ausſchlug, da ſang das Volk, wenn auch in unberechtigtem Unmut gegen Friedrich Wilhelm IV., prophetiſch und voll Zuverſicht:

„Er will nicht Kaiſer werden,
Es iſt ihm zu gering —
Was nicht von Gottes Gnaden,
Das mag er nicht, das Ding.

„Es iſt auch ſo wohl beſſer
Bei dieſer harten Zeit,
Die zwingt man nicht mit Beten,
Da gilt es ſchweren Streit.

„Wir brauchen einen Kaiſer,
Der fromm iſt und gerecht,
Doch auch mit blankem Schwerte,
Wo's nöthig iſt, zuſchlägt.

„Kommt's heute nicht, kommt's morgen,
Es muß uns doch erſteh'n —
Der Himmel wird ſchon ſorgen,
Daß wir den Kaiſer ſeh'n!“

Und nicht lange ſollte es währen, da war der Kaiſer nach ſeinem Herzen erſtanden, der Kaiſer, auf deſſen Fahne des Volkes Wort ſich geſchrieben fand: „Mein Schwert mein Hort und Gott meine Burg,“ und jubelnd erſcholl es:

„Vivat Hoch! in allen Landen,
Ruft ihr Deutſchen allzugleich,
Denn der Kaiſer iſt erſtanden
Und das neue deutſche Reich." — *)

Und nochmals erhebt derſelbe Prophet ſeine Stimme; zehn Jahre ſpäter, 1859, da heißt es in einem Liede:

„Und rings in deutſchen Landen
Im Volk die Sage geht,
Daß mit dem Barbaroſſa
Der Sänger neu erſteht.

„Bricht er aus ſeinem Berge
Der alte Kaiſerheld,
Dann zieht der Oſterdinger
Mit ihm ins off'ne Feld.

„Dann giebt's ein Liederfechten,
Ein herrliches Turnei:
Dann kommt des deutſchen Liedes
Verlornes Reich herbei!"

Und kaum begann im Jahre 1870 der Kaiſermorgen zu tagen, erweckt durch die Stimme des neuen Uebermutes von der Seine her —

„Da ſingt der ganze Dichterhain:
Zum Teufel mit dem Mondenſchein.
Mit Roſen, Koſen, Luſt und Leid,
Mit Zagen, Klagen, Liebesſtreit,
Nun ſchleift für unſrer Krieger Reih'n
Des deutſchen Verſes Edelſtein.

„Und ſieh', aus allen deutſchen Gau'n,
So weit die deutſchen Wogen blau'n,
Rückt auf beſchwingtem Zelter an
Manch' lorbeerſtolzer Sängersmann...

*) Dieſes, ſowie die meiſten der nachfolgenden Lieder, ſind entnommen der großen Sammlung von Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth: „Hiſtoriſche Volkslieder der Zeit von 1756 bis 1871", Berlin, Franz Lipperheide 1871—1872 — auf die hier ein für alle Mal hingewieſen wird

„Und mächtig rauſcht's im Weltenall,
Wie Bardenton. zum Sonnenball:
Wir ſchwingen das Gedankenſchwert
Und Schilder, unſrer Ahnen werth,
Wir ſteh'n vereint, dem Sang zum Schutz,
Dem deutſchen Sang zum Schutz und Trutz." *)

Sofort fuhren wie an die Waffen, die Hände in die Saiten, und wie in alten Tagen, ſo ſtimmten auch jetzt in treuem Vereine „Leier und Schwert" die gemeinſame Weiſe an zu „Schutz und Trutz" für's Vaterland: — Deutſchland ſtand da, ein Volk in Waffen, ein Volk im Liede, und beides, auch das letztere, im wahrſten Sinne des Wortes: denn nicht blos waren es die „lorbeerſtolzen" Sangesritter, die auf dem Wahlplatze erſchienen, nein, der „tönereiche" Drang ging durch alle Schichten des Volkes, und mit dem edlen Meiſter der Geſangeskunſt erhebt auch der Volksſänger ſeine Stimme, und wenn auch manch' rauher, derber Ton aus ſeiner Kehle dringt, „an echt kernhafter, vaterländiſcher Geſinnung ſteht er jenen nicht nach, ja an liedlicher Flüſſigkeit, an körnigem ſchlagfertigen Witz und Humor iſt er ihm nicht ſelten voraus", und, was ſein Hauptvorzug iſt, in ſeinem Liede tritt die Zeitſtimmung immer unmittelbar und unverfälſcht und lebendig hervor. Denn die Volksſänger ſind meiſtenteils ſelbſt Teilnehmer der geſchilderten Ereigniſſe, Soldaten auf der Wacht, wie ſie ſich uns öfters am Schluſſe der Lieder als Verfaſſer darſtellen, Landwehrmänner, die mitten im Kampfe geſtanden und des Kriegers Freud und Leid an ſich ſelbſt erfahren, und was das für einen Unterſchied macht, das können wir von jenem Volksſänger hören, der auf einſamem Poſten in ſtrömendem Regen und mit knurrendem Magen treuherzig ausruft:

„Ihr Dichter, die hinterm Ofen
Ihr es ſo ſchön beſingt,
Wie die Kanonen donnern
Und wie die Dromete klingt —

*) „Zu Schutz und Trutz" von R. Weiße in der gleichnamigen Sammlung von Franz Lipperheide, 7. Lieferung, p. 43.

„Und wie um das Lagerfeuer
Sich luſtig der Krieger drängt
Und wie man Nachts auf dem Poſten
An lauter Poetiſches denkt. —

„Ich wollt, von Euch ſo Einer
Ständ hier auf meinem Fleck —
„Wenn er dann noch Humor hätt'
Wie ich — Kreuzelement!
Ich wollt ihn ſchöner beſingen
Als er es irgend könnt." —

Ja dort ſpricht die Kunſt, hier die Natur: dort brauſt der Sturm der Begeiſterung in dithyrambiſchem Schwunge dahin, hier herrſcht einfaches, unmittelbares Leben, und was das Volkslied an Schönheit der Form einbüßt, das erſetzt es reichlich durch die Naivität ſeiner Darſtellung und die Mannigfaltigkeit ſeiner Gedanken. Denn da giebt es keinen Zug in dem Lager- und Kriegesleben, der nicht ſeinen poetiſchen Ausdruck findet, kein Verdienſt, das nicht ſeine Krone empfängt; im bunten Wechſel zieht der Sturm der Schlacht und der langwierige, ermüdende Feſtungskampf, das gemüthliche Wachtfeuer und die luſtige Munitionscolonne, der ſchmerzvolle Verbandplatz und das jammerreiche Krankenlager an uns vorüber, und der heldenkühne Officier, der löwenmuthige Wachtmeiſter, der unerſchrockene Tambour, der „terrible Ulan", ſowie der unermüdliche Arzt und die ſorgſame Schweſter Salome, der Troſt der Verwundeten, treten nach einander auf die belebte Kriegesbühne, und neben Moltke, dem ſchweigſamen Denker der Schlachten, ſteht der redſelige, ſelbſtbewußte Soldat und Politiker Kutſchke; — weit über Alle aber ragt empor der Kaiſer mit dem weißen Haare und dem Jünglingsherzen in der Bruſt, und neben ihm ſein Heldenſohn, der tapfere und doch ſo gemütliche Kronprinz mit ſeiner kurzen Pfeife, in ſcharfem Contraſte zu dem grimmigen Kriegshelden im rothen Attila, dem gefürchteten Prinzen Friedrich Karl. Und wenn ſie dabei auf Koſten eines übermütigen Feindes, des „Ritters von dem Großmaulsorden", über deſſen

„Dickpelzige gloire,
Die uns lassen mußte Haut und Haare“

die ganze Lauge derben Volkswitzes sich ergießt, ihre eigenen Thaten erheben und sich des Gefühles ihrer Ueberlegenheit mit gemütlichem Wohlgefallen erfreuen, so ist doch immer das Ende vom Liede: „Nicht wir, sondern Gott war in uns mächtig, der den Hochmut zu Falle bringt; auf die Kniee, gebt ihm die Ehre!“ —

So giebt uns das historische Volkslied von 1870 ein vollständiges in sich abgeschlossenes Bild jener weltbewegenden Epoche, und dies ist die Quelle, an die wir gehen müssen, um nicht blos jene ewig denkwürdigen Tage der Erhebung, nein den Geist unseres Volkes überhaupt in seiner Größe und Lauterkeit richtig zu verstehen und zu würdigen. Dann werden uns auch nicht mehr die Schatten der Gegenwart, die jenen Geist zu umnachten streben, erschrecken; wo so viel Gottvertrauen und Königstreue in einem Volke mächtig ward, da vermag der böse Feind, mag er nun von Außen oder von Innen seine verführerische Stimme erheben, doch nichts mehr auszurichten. Und diesen Geist des Glaubens und der Stärke von Neuem herauf zu beschwören, das soll heute, an dem Geburtstage Desjenigen, der ihn erweckt, meine Aufgabe sein; ist doch gerade diese Gesammt-Erhebung des deutschen Volkes seine Kaiserthat, die wir nie genug preisen können. Ich will also ein Bild entwerfen, wie sich jene große Zeit in dem Volksliede abspiegelt, ich werde aber dabei nicht sowohl dem Gange der Ereignisse selbst folgen, sondern die großen Persönlichkeiten, Staatsmänner und Heerführer, die sie bestimmt und geleitet, sowie das Volk in Waffen zum Mittelpunkt meiner Darstellung machen.

Der Grundtypus dieser Dichtung ist nun von vorn herein Witz und Humor, und es ist dies zugleich ein charakteristischer Zug, der sie — wie Ditfurth dies mit Recht hervorhebt*) —

*) Ditfurth a. a. O. I, III, p. 8.

von den Liedern der Freiheitskriege, mit denen sie sonst so vielfach, namentlich in der Einmütigkeit patriotischer Gesinnung übereinstimmt, beachtenswert unterscheidet — ein Umstand, der freilich in der politisch verschiedenen Lage seine natürliche Erklärung findet. „Damals nämlich galt es den heimischen Boden erst von dem kühnsten, gewaltigsten Feinde zu befreien, während jetzt ein wohlgerüstetes Deutschland den Gegner sofort im eigenen Lande angreifen konnte. Dort, in so schwankenden Verhältnissen, war der Boden mehr für den Ernst der Poesie, als für den Humor geeignet, der erst mit günstigerer Gestaltung der Lage mehr hervortrat; hier aber ließ volles Kraftbewußtsein und Sicherheitsgefühl den Humor schon gleich anfangs in allen Farben aufblitzen." Freilich ist der Spott in dem ersten Liede „der Ohrenzwang von Ems", das noch unmittelbar unter dem ersten Eindrucke jenes frevelhaften und so unerwarteten Attentates entstanden ist, mehr ein bitterer, und gellend tönt der Ruf nach Rache des in seinem treuen Könige beleidigten Volkes hervor:

„Der Benedetti sprach uns Hohn,
Dem König und den Preußen;
Drob soll er dir Napoleon
Ein Maledetto heißen."

Bonaparte hat sich zwar für solche Botschaft den rechten Knecht erkoren; aber sie paßt schlecht für Wilhelms Ohren; ihm fährt der Ohrenzwang von Ems in die Glieder; darum geht er jetzt zur Kur nach Paris und restauriert sich wieder —

„Und restauriert, wer weiß noch was
Er dort wohl restaurieret,
Wenn er der Frechheit Uebermaß
Dir gründlich auskurieret.

„Du setztest einen Egel an,
Und er hat Blut gezogen;
Das deutsche Blut, es kommt heran
In hohen Völkerwogen.

„Bluthunde nicht, wie du ſie dir
Haſt überm Meer gezüchtet,
Es kommt ein Volk von Männern hier,
Das deinen Frevel richtet.“ —

Und in dieſem Tone tiefſter Bitterkeit und Empörung macht ſich der Unmut des Volkes über dieſe „teufliſche Leichtfertigkeit“, wie ſie genannt wird, einen Völkerkrieg anzuzetteln und alle Welt in Haß und Streit zu verwickeln, noch öfters Luft, z. B. in dem nicht weniger ſchneidigen Liede „Der Franzmann iſt toll“; indeß auch an leichtem Spotte fehlt es nicht über jenen kläglichen Diplomaten und ſeinen verbleudeten Kaiſer, und in wahrhaft prächtigem Humor ſind die Lieder gehalten: „Benedetti der Franzoſe“ — „König Wilhelm ſaß ganz heiter“ und das „Littauiſche Soldatenlied na den Leed vom Dannenbohm, aberſch e bößke fixer on ſchlömmer“:

„Benedetti“ nämlich „der Franzoſe“
Dacht', es wäre ganz famoſe,
Wenn der König gäb' klein bei!
Das würd' Louis Freude machen
Und die Kaiſerin würd' lachen,
Frankreich ſchrei'n ein Siegsgeſchrei.“

Flugs macht er ſich alſo an's „Drängeln; ſchwänzelt, täuzelt und ſcharwänzelt“ um den König herum und verlangt endlich von ihm, er ſoll es ihm ſchwarz auf weiß geben, daß nie ein Hohenzoller den ſpaniſchen Thron beſteigen werde:

„Schreib's auf Louis ſein Geheiß.“
„Da ſieht unſer Wilhelm Rexe
Sich das klägliche Gewächſe
Mit den Königsaugen an;
Sagte gar nichts weiter, ſundern
Wandte ſich, ſo daß bewundern
Jener ſeinen Rücken kann.“

Aber für ihn antwortet der littauiſche Volksſänger, der hier entrüſtet ausruft:

„So'n Rackertieg! Wat denke ju
Von onſem Landesvader,
So got, ſo friedlich, feſt on tru,
Det Vaderlands Berader?
He ſull ju allen Wöllen dohn,
Na june Piepe danze?
Wacht man, Franzos, dat findt ſek ſchon,
Wi ware di kuranze!"

Doch in Paris großer Sturm:

Grammont, Olivier rufen Krieg,
Bazaine, Mac Mahon hoffen Sieg
— — — — — — — — — —
Und die Kaiſerin Eugenie
Iſt beſonders noch diejen'ge,
Die in's Feuer bläſt hinein."
— — — — — — — — — —
Und Er darauf: „So ſei's entſchieden,
In Königsberg dictier' ich Frieden."

Und damit zieht er ſich die „Stiebeln", die vordem ſein Oheim trug, grauſam an, und auch der zarte Lulu nach den ſeinen frug, und nun treten viele tauſend rote Hoſen untern Chaſſepot,

„Blaſen in die Kriegstrompete
Und dem Heere à la tête
Brüllt der wilde Turico:
Auf Franzoſen, über'n Rhein!"
— — — — — — — — — —
„König Wilhelm ſprach derweile:
Hat es denn ſo große Eile?
Müſſen auch dabei doch ſein.

„Er ließ ſeine Stimm' erſchallen
Und rief zu den Deutſchen allen:
„Der Franzos iſt wieder los!
— — — — — — — — — —
„Kommt aus Süden und aus Norden
Gegen dieſe fränk'ſchen Horden,
Kommet Alle, Groß und Klein!"

„Und ſie Alle, Alle kamen,
Alle d'rauf in Gottes Namen
Greifen feſte zu dem Schwert.
— — — — — — — — — — —
An die Million Soldaten,
Für das Vaterland zu thaten
Mochten wohl beiſammen ſein.

„Dieſes große Kriegsgetümmel
Dringt ſogar bis in den Himmel,
Wie's ein groß Getümmel thut.
Blücher ſprach zum alten Fritzen,
Weil die juſt beiſammen ſitzen:
Donnerwetter, das wird gut."

Ja der alte Marſchall Vorwärts wird bei dieſem Anblick ſelbſt wieder ganz kriegsluſtig; er verlangt in dem Liede „Vater Blücher" von Scharnhorſt ſeinen Degen und will mit dazwiſchen fegen „Soll'n die Funken fliegen ſehn!"

Scharnhorſt aber ſprach: „Mit nichten,
Dieſes könn'n wir nicht verrichten,
Weil wir jetzt im Himmel ſein.
Aber Steinmetz und den Göben
Und den Herwarth ſah ich eben
Franſecky und Falkenſtein."

Sprach darauf der alte Blücher:
„Wenn das iſt gewiß und ſicher,
Scharnhorſt ſteck den Säbel ein.
Wo die fünf die Preußen führen,
Werden ſie die Franzoſen ſchmieren,
Grad' als wenn ich's ſelber ſei."

Und damit kehrt er dann beruhigt auf ſeinen verlaſſenen Sitz zurück, kann es ſich aber nicht verſagen, noch recht oft während des Kampfes auf ſeine wackeren Preußen aus dem Himmelsfenſter herabzuſchauen und ſeiner Freude an ihrem mutigen Streiten mit einem kräftigen „Schlag ein Donnerwetter drein" Luft zu machen. Den Franzoſen aber fängt es jetzt an ängſtlich zu werden: mit Entſetzen ſehen ſie das Wetter von

Deutſchland her nahen, und an Stelle ihres unzeitigen Siegesgeſchreies hören wir nun das bange Klagelied:

„Was brauſt von Oſten ſo mächtig herein?
Iſt der jüngſte Tag denn entglommen?
Es blitzen die Höhen im Waffenſchein;
Es dröhnen die Thäler von langen Reih'n
Der deutſchen Männer, die kommen.
Sie kommen im Zorn zur heißen Schlacht:
Frankreich, Frankreich! dir wird ein End gemacht.

„Vereinigt kommen die Deutſchen, mir graut.
Wer reitet voran, ſie zu lenken?
Sein Haar iſt Schnee, ſein Bart iſt ergraut:
Das iſt der Bräut'gam, und Deutſchland die Braut.
Er will ihr zur Mitgift ſchenken
Das Elſaß, Lothringen, die Freigrafſchaft!
Frankreich, rückwärts! Weiche der deutſchen Kraft!"

So ergreifend läßt der Dichter eine Stimme aus dem franzöſiſchen Volke klagen; wo es aber darauf ankommt, die allmählich erwachende Bangigkeit des Kaiſers ſelbſt zu ſchildern, da iſt der Humor wieder oben auf, und namentlich ſind hier mehrere Geſpräche von der beluſtigendſten Art, die Napoleon mit Bismarck, an dem er nunmehr ſeinen Meiſter in der Staatskunſt gefunden, und der ihm denn auch klar beweiſt, daß nicht er mehr die Welt, ſondern Bismarck ihn am Narrenſeile führe, und mit den Süddeutſchen zuſammenbringen, die er noch in letzter Stunde zunächſt durch Schmeicheln und Verſprechungen, dann durch Drohungen von „den Preußen,

Die ſie werden doch zerreißen"

zu trennen ſucht. Indeß es hilft nichts mehr; er iſt erkannt und mit ihm ſeine Helfershelfer, die Ultramontanen in Baiern, wie dies in dem „Schnadahüpfln eines baieriſchen Soldaten im Felde" treuherzig zum Ausdruck kommt:

„Und der Pfarrer hot gſagt,
Oes müßt's lutheriſch wer'n,
Der hat uns aufbund'n
An tüchtinga Bär'n.

„Ob lutheriſch, katholiſch
Wer fragt da dernach?
Der Feind kriegt katholiſch
Und luthriſch ſei Sach!“ —

Sie halten jetzt — wie eine andere Stimme aus Süddeutſchland lautet —

„Feſt zum König Wilhelm, Heldengreis,
Von dem das ganze Deutſchland weiß,
Daß er zu Deutſchlands Ehre
Nur führet ſeine Heere.“

Seinen Gipfelpunkt erreicht aber hier der Spott in dem Liede „Louis Abſchied von Muttern“ im Berliner Dialekt:

„Ick geh nu fort — beginnt er kläglich — ach lebe wohl Eugenie!
Ick wollt, ick bliebe ruhig hier zurück;
Du weeſt, ick liebte immer Dir, wie Wen'je,
Un mit die Deutſchen hab ick doch keen Glück.
Ein Taſchentuch gieb, Mutter, nur noch her,
Am Ende blutet mir die Naſe ſehr;“

ſie, ärgerlich über ſein „Jezeter“, meint, er vermiſſe wohl nur ſein Lieblingsgericht zu Mittag, „Hammelfleiſch“; indeß

„Ne Hammelkeule holt ick nich vom Koch —
Die Keile kriegſt Du ja in Deutſch'and noch;“

er bittet ſie das „cujonieren“ zu laſſen; er weiß es wohl, er muß es jetzt riskieren, ſie treibt ihn ja mit Gewalt ins Kriegsgetümmel und will ihn nicht mehr zu Hauſe dulden; aber es wird ſchief gehen; drum — ſo ſchließt er in komiſcher Reſignation:

„Häng' mir man 'nen jroßen Beutel an,
Deß ick dir meine Knochen ſchicken kann.“ —

Welch' einen Contraſt bildet zu dieſer jämmerlichen Scene in den Tuillerien das erhebende Bild, das uns das Lied „Des Königs Rückkehr“ vor dem Königspalaſte in Berlin entrollt!

„In ſpäter Abendſtunde
Wie regt ſich's in Berlin,
Was treibt die Menſchenmenge
Zum Königshaus zu zieh'n?

„Der König iſt gekommen,
Dem fränk'ſcher Hohn genaht, —
Er ging, um Ruh zu finden,
Er kommt zu ſchwerer That."

Groß und Klein drängt ſich an ſeinem Palaſte; aller Augen blicken — Liebe ſprechend — zu dem wohlbekannten Fenſter empor, und durch die nächtige Stille erſchallt „Die Wacht am Rhein"; der greiſe Heldenkönig grüßt und winkt, ach wie oft! aber noch immer will das Volk von dieſem Platze, wo es ſich ſo ſicher fühlt, nicht weichen. Da dringt plötzlich in die Maſſen das Wort der Bitte:

„Noch viel fällt unſerm König
Der Arbeit heute zu,
Gönnt ihm zum ſchweren Werke
Der ſpäten Stunde Ruh!"

„Da wird es ſtill und ſtiller,
Wie Donner wirkt das Wort;
Und Einer nach dem Andern,
Sie gehen ſchweigend fort."

„Und vor dem Königshauſe
Stumm liegt die dunkle Nacht —
Ein Fenſter iſt erleuchtet:
Der treue König wacht!"

Ja der treue König! über ihn hat des Liedes Sonne ihre erwärmendſten Strahlen ausgegoſſen, und mit ſtolzem Vertrauen rufen ſeine Scharen dem Feinde zu:

„Wollt ihr einen König ſchauen?
Seht euch unſern Wilhelm an!
Auf den kann man ſchon bauen,
Jeder Zoll ein König und ein Mann."

Einem ſolchen Führer iſt es eine Luſt zu folgen; denn, ſingen die Dreiundfünfziger in ihrem Marſchliede,

„Seht an, der greiſe Held
Im weißen Silberhaar,
Wie jung iſt er im Feld,
Wie ſtrahlt ſein Auge klar!
Das iſt ein trefflich Beiſpiel,
Das unſer König giebt.
Und freudig folgen Alle,
Weil man ihn herzlich liebt.“

Und wie mächtig dies Beiſpiel gewirkt, das können wir noch beſonders von den Pommern erfahren, die von der Schlacht bei Gravelotte berichten:

„Da als die liebe Sonne aufging,
Unſer alter Kriegsherr uns empfing.
Den Blick gerichtet himmelwärts,
Ging er voran: das ſtärkte das Herz,
Das gab uns Kraft, das machte uns Muth
Und machte fröhlich das Pommerblut.“

Und ſo klingt es immer wieder und wieder zum Lobe für „unſern Vater auf dem Thron“ — ein Kranz von Liedern, wie ihn ſchöner noch niemals das Volk um die Stirne eines geliebten Herrſchers gewunden hat! Und die ſchönſte Blüte in dieſem Kranze iſt der Siegsgeſang:

„Victoria! der deutſche König ſiegt,
Der deutſche König, er unſre Wonne,
Dem unſer Herz entzückt entgegen fliegt,
Nun geht ſie auf, des deutſchen Reiches Sonne!
Du, Streiter mit dem Schwerte und Gebet,
Victoria! der Tapfere beſteht“

Da war er nun erſtanden, der lang erſehnte Kaiſer, der „fromm iſt und gerecht“,

„Doch auch mit blankem Schwerte,
Wo's nötig iſt, zuſchlägt“

Und weil nun das Schwert ſeine Sache vollbracht hat, da läßt das Lied den Kaiſer ſelbſt dem flehenden Feinde:

„Herr Kaiſer, erbarmet Euch nun,
Und laßt die ſchrecklichen Waffen ruh'n."

antworten·

„Wohlan, ſo ſei's!
Mein Sinn ſtand ſtets nach Frieden;
Ihr wolltet Krieg, der Kampf war heiß,
Gott hat mir den Sieg beſchieden,
Er macht den Uebermut zu Spott,
Ein' feſte Burg iſt unſer Gott." —

Nächſt dem Kaiſer tritt nun, wie ſchon bemerkt, die ritterliche Geſtalt des Kronprinzen aus dem Rahmen des Volksliedes am meiſten hervor, aber während dort die Ehrfurcht vor dem grauen Haupte des Landesvaters mehr den ernſten Ton der Liebe anſchlägt, ſo ſind es hier die herzigſten Weiſen, die oft in naivſter Form zum Lobe des geliebten Königsſohnes erklingen. Schon der ſtereotype Ausdruck „unſer Fritze" oder „König Wilhelms einz'ger Fritze" zeigt von einem Verhältniß zwiſchen Führer und Truppen, wie wir es in ſolcher Wärme und Innigkeit nirgends wiederfinden. In ihm verehren ſie nicht blos den ſiegreichen Feldherrn, nein, ſie lieben in ihm auch den freundlichen, allzeit leutſeligen Kameraden, der an der Seinigen Leid und Freude immer den gleichen Anteil nimmt. So ward denn der „Kronprinz mit der kurzen Pfeife" die volkstümlichſte Figur im Heere, und gilt es etwas zu beteuern, wie in jenem Liede, wo der anfangs ſo wilde, ſpäter nur noch hinter Eiſengittern in Deutſchland knurrende Turco verſpottet wird, ſo heißt es gleich:

„Bei Fritzen's Pfeifenkopf fürwahr,
Das ſcheinet mir ſehr lächerbar."

Und wie oben von dem Kaiſer, ſo ſingen die Soldaten auch von ihm:

„Der Kronprinz, der Kronprinz,
Wie ſtärkt er unſern Mut!
Hurrah! du tapfrer Kronprinz,
Wir weih'n dir Gut und Blut."

So hängen ſie mit Leib und Leben an ihm und folgen ihm um ſo lieber, als ſie unter ſeiner Führung des Sieges gewiß ſind, denn:

„Der Kronprinz und Victoria.
Die ſind zuſammen immer ja.“

Und wie raſch iſt der Sieg gewonnen! „Gleich dem Blitze fährt der Fritze unter die Franzoſenbrut“ — dies iſt ſeit Weißenburg und Wörth, „dem Doppel-W,“ mit dem er des „Königs Namenzug“ als Gedenkzeichen für die Beleidigung von Ems dem Feinde auf den Rücken geſchrieben hat, ein ſtets wiederkehrendes Gleichniß. Darum fürchten ihn aber auch die Feinde, wie die Trojaner den Achilles, und wie einſt Andromache zu Hector, ſo fleht die Kaiſerin Eugenie in einem dem bekannten Schiller'ſchen Gedichte nachgebildeten Liede „Bazaine's Abſchied“ dieſen an:

„Will Bazaine ſich ewig von mir wenden,
Wo der Fritz mit unnahbaren Händen
Immer näher auf den Hals mir rückt?
Komm, Bazaine, ach komm, laß dich erweichen,
Komm und ſuch Paris noch zu erreichen,
Eh' der ſchnelle Fritz den Spaß verdirbt!“

Dieſe ſeine Blitzesſchnelligkeit hat er von ſeinem großen Vorfahren ererbt, mit dem er denn auch im Liede vielfach zuſammengebracht wird, und der alte Held ſelbſt ſchwebte mit ſeinem Geiſte über ihm gleich in jener erſten Schlacht:

„Denn ſieh, auch aus den Lüften
Da fuhr's wie Schlachtenblitz,
Das war der Schlachtenſegen,
Der Segen vom alten Fritz!

Der hat auf Fritz, den jungen,
Gar väterlich geblickt
Und ſeinen eignen Lorbeer
Ihm auf das Haupt gedrückt.“ —

Kann man nun den Kronprinzen mit dem ſonnigen Helden aus dem Nibelungenliede, dem edlen Siegfried vergleichen, ſo zeigt

uns dagegen das Bild des Prinzen Friedrich Karl etwas von dem düsteren Wesen des grimmen, gefürchteten Hagen. Wie Töne des Gerichtes klingt es in dem Liede „Prinz Friedrich Karl bei Vionville“:

„Wie lang schon bebt sein Degen
Und zittert seine Faust,
Nun kommt auf raschen Wegen
Er stolz dahergebraust;
Nun kommt er angeflogen,
Der mit dem Adlerblick
Und stemmt die Heereswogen
Des wälschen Feinds zurück.“

„Er regt die schwarzen Schwingen,
Wie Sturmwind ist sein Flug,
Zum blutig ehernen Ringen,
Und wie Gewitterzug;
Verbirg dich in die Erde,
O Feind, vor seiner Wut,
Vor seinem blut'gen Schwerte
Und seinem Adlermut.

„Versuch es hinter Wällen
Solch' wildem Feuerbrand
Entgegen dich zu stellen,
Doch nicht im off'nen Land!
Viel rotes Blut macht fließen
Der Prinz im roten Kleid,
Franzmann, du mußt's beschließen
Mit Thränen und Herzeleid.“

Ihm wagt sich das Lied nicht mit herzlicheren Tönen zu nahen; wie Gottes Cherubim steht er da mit flammendem Schwerte, und die Feinde zerstieben vor ihm

„Wie die Spreu vor Sturmes Weh'n.“ —

Der Dritte endlich in diesem prinzlichen Führer-Bunde, der verherrlicht wird, ist der damalige Kronprinz, jetzige König Albert von Sachsen; ihm weiß das Lied kein höheres Lob zu spenden, als wenn es ihn mit unserm Fürstenhause in Vergleich

ſtellt. Von der Schlacht bei Beaumont, ſeiner Ruhmesthat heißt es:

„Führt nicht der Sachſenprinz das Heer,
Als wär's ein Hohenzoller? —"

Neben jener fürſtlichen Drei ſteht dann eine andere heilige Drei — Roon, Moltke, Bismark, des Kaiſers verdienteſte Männer, denen der dankbare Monarch nach dem Tage von Sedan ſelbſt den Toaſt ausbrachte, daß der eine das Schwert geſchärft, der andere es geleitet, der dritte aber durch ſeine geniale Staatskunſt Beider Wirken ermöglicht habe. Aehnlich ſangen die Baiern in einem ihrer vielen Kriegsſchnadahüpfln — nur mit Uebergehung des Kriegsminiſters Roon —

„Der Bismarck hat's geſpunna,
Der Moltke hat's g'richt,
Dös wird für d' Franzoſ'n
A z'widerne G'ſchicht."

Und ſo heißt es dann in dem ſchon oben bei dem Kaiſer citierten „luſtigen Marſchierliede" nach der Kaiſerſtrophe weiter:

„Und der Bismarck, Deutſchlands Retter,
Der wie eine Eiche ſteht,
In dem Kriegesdonnerwetter,
Wie ein heiliger Prophet:
Der wird ſorgen, daß die Sachen
Sich für uns am beſten machen;
Der wird drehen es und wenden,
Bis zum allerſchönſten Enden.
Sollt was ſchief gehn, iſt er da,
Unſer Bismarck mit Hurrah!

„Wie 'ne dunkle Wetterwolke
In dem General-Quartier
Sitzt der kluge Vater Moltke
Mit dem Bleiſtift und Papier.
Und er ſagt uns, wo wir ſtehen,
Und er ſagt uns, wo wir gehen,
Und er ſagt uns, wo wir reiten
Und er ſagt uns, wo wir ſtreiten,
Ja, ſo ſind wir immer da,
Wie's der Moltke will, mit Hurrah!

„Neben unſerem Strategen
Steht der Kriegsminiſter Roon,
Na, der wird den Franzmann fegen,
Das wißt ihr ja alle ſchon.“

Und nun werden auch all' die anderen hervorragenden Führer noch rühmlich erwähnt, und die Quinteſſenz des Ganzen iſt hier, wie immer

„Wir werden Alle voll Vertraun
Auf unſre großen Führer ſchaun.“

Am nächſten von Allen ſteht ihnen aber der „gute Vater Moltke,“ wie er immer im Liede genannt wird; ſeiner treuen Fürſorge ſtellen ſie das herzliche Zeugniß aus:

„Selbſt Moſes, dieſer Gottesmann,
Sein Volk nicht beſſer führen kann,
Denn ſicher wir in Feindeslanden,
Wie in der Heimat uns befanden.“

Ganz beſonders ergreifend aber iſt hier ein „Vater Moltke“ überſchriebenes Gedicht; es beginnt voll Gefühl:

„Wenn die Stern am Himmel ſtehen
Ueber heiß erkämpftem Feld,
Kann man ihn noch ſitzen ſehen
Bei dem Licht im kleinen Zelt.“

Es iſt die Nacht vor Sedan; mit der Karte von Frankreich auf den Knieen, wo er die roten Linien von Lothringens Feld nach Sedan, und ſchon weiter nach Paris gezogen hat, läßt er ſeinen ganzen wunderbaren Plan an ſeinem Geiſte vorüberziehen; denn es gilt morgen Mac Mahon, den er ſchon lange trotz des Marſchalls „Manövrieren voll Genie“ an „dem Seile der Strategie“ gehalten hat, „die letzten Sprünge machen“ zu laſſen. Blutig geht der Morgen auf:

„Die Maſſen ſtehn, die nimmer weichen,
Zum Anfang nur bedarfs ein Zeichen,
Manch' einer wohl die Frag' noch ſtellt,
Wie hier des Glückes Würfel fällt.

„Da kommt der Mann, der Held im Schweigen,
Sich ſeinen Kindern heut' zu zeigen;
Auch heute — wie zu jeder Stund —
Geſchloſſen iſt ſein ſtummer Mund.

„Doch in gewohnt beſcheidnen Tritten,
Kommt lächelnd heut er angeſchritten,
Drückt lächelnd heut' dem Prinz die Hand:
„Dies nehmt als beſtes Unterpfand! —

„Dies Lächeln, dieſes Wohlbehagen
Sagt mehr als tauſend Worte ſagen,
Da konnt' der Sieg nicht ſchwankend ſein:
Und mutig ſchlug'n wir Alle drein." —

Nicht minder wie dieſe großen preußiſchen Führer werden ferner die baieriſchen Helden v. d. Tann und v. Hartmann gefeiert, die dem Feinde — wie es mit einem Wortſcherze heißt

„Tannig ſind und hart,
Ihr Schwert iſt ſo ſchneidig, das hat deutſche Art."

Und ſo empfängt nun jeder brave Soldat, ob Officier oder Gemeiner, ſeinen wohl verdienten Lorbeer, von dem General von Budritzki, dem „großen Kleinen", der die Fahne in der Hand ſeinen „Eliſabethern" voran in das Dorf Le Bourget ſtürmt, herab bis auf den mutigen Huſaren-Wachtmeiſter Hildebrandt, der in der Schlacht bei Sedan allein in die feindlichen Reihen ſtürmt und 18 Gefangene macht, und den Corporal Dettenhofer vom baieriſchen Leibregiment, der, Nachts mit 10 Mann zum Eclairieren ausgeſchickt, eine Compagnie Franzoſen in die Flucht ſchlägt und ſo ſeine gefangenen Kameraden befreit. Beſonders beluſtigend iſt hier die Affaire, wie der erſte Turco gefangen wird. Ein Hauptmann vom 5. baieriſchen Infanterie-Regiment, der „ſolchen Heiden gerne lebendig mal beſehen hätte", brummt in der Schlacht bei Weißenburg ſchon verdrießlich:

„Die Kerle ſchießen wirklich mir
Den letzten Turco todt."

„Wenns das nur iſt, denkt Köhler ſich,
Dann iſt die Sach nicht ſchwer:
„Du Kamrad, halt mir's doch amal
A biſſel mei Gwehr!"

Und damit ſpringt er durch den Kugelregen auf die Turcos los, packt den nächſten beim Genick und ſagt: Komm mit Franzos."

„Er hält ihn ſeinem Hauptmann hin
Und ſalutiert und ſpricht:
Da habn's an'n, doch verzeihn's,
Der ſchönſte iſt es nicht."

Ja die Baiern, ſie „fangen den Teufel auf freiem Feld", und ſie ſelbſt nennen ſich gerne „die blauen Teufel" in ihren Liedern, und rühmen noch beſonders ihre „pfalzuen Fauſtknedel, mit denen ſie den Hals der Feinde genudelt". — Damit ſind wir nun zu der zahlreichen Klaſſe von Liedern gekommen, in denen die verſchiedenen Vorzüge der einzelnen Truppenabteilungen und Waffengattungen geprieſen werden; meiſtenteils luſtige Marſchlieder, die, im Kreiſe der Soldaten ſelbſt entſtanden, von ihnen auf dem Marſche geſungen wurden, alſo eine echte Soldatenpoeſie. Voran die Infanterie; von ihr heißt es in dem Marſchliede der Vierundſechziger:

„So lang es Krieg und Schlachten gab,
Glänzt die Infantrie als heller Stern,
Sie gräbt dem Feind ein ſich'res Grab
Und iſt des Heeres feſter Kern.
D'rum hat mir ſtets vor andern allen
Die Infantrie ſo wohl, ſo wohl gefallen."

Sie kennt keine Furcht, und wie vernichtend in ihrer Wirkung auch die franzöſiſchen Waffen geſchildert werden, kaltblütig entgegnet ſie:

„Ob den heilgen Chaſſepot preiſe
Auch der Franzmann voller Glut:
Glaubt mir, auch der heilge Dreyſe
Und der Werder Wunder thut."

Und von ſolchen Wundern wiſſen uns denn auch die Lieder mit jeder Schlacht immer Neues zu berichten. Jedoch das Kleinſte war es gewiß nicht, womit jene winzige Saarbrücker Beſatzung unter Major Peſtel den Feldzug eröffnete, 40,000 Chaſſepots ſo lange in Schach zu halten, bis ganz Deutſchland die Rüſtung angezogen hatte — eine That, die natürlich ihre wiederholentliche Verherrlichung findet! Freilich war es hier nicht die Infanterie allein, die dies Wunder zu Stande brachte, auch der Ulan, wenn auch in noch geringerer Anzahl als jene, half wacker mit, und er iſt es nun auch, der unter der Cavallerie dem Feinde am gefürchteſten ward. In der Schlacht bei Mars la Tour haben ſie ſich den Namen „les Ulans terribles“ erworben und fortan:

„Bei dem Zetergeſchrei les Ulans, les Ulans,
Reißt aus in grauſem Gewühle
Die grande nation mit großem élan
Nationale und Mobile.“

Ihm gehört daher die ganze Welt, und intereſſant iſt es zu vernehmen, „wie der Ulan eine Stadt erobert“:

„Meiſtens iſt Ulan zu drei'n,
Wenn er in die Stadt rückt ein;
Sprengt ſogleich vor'm Maire ſein Haus,
Macht Getös und ruft ihn 'raus:

„Augenblicks capituliert,
Oder's Neſt wird bombardiert!“
Maire von Drinnen ruft „gleich, gleich,“
Kommt heraus, bringt totenbleich

„Alle Schlüſſel von die Stadt . . .
— — — — — — — — — —
Herrſcht Ulan drauf in der Stadt,
Raucht und trinkt und ißt ſich ſatt.

„Sprengt dann fort im ſcharfen Ritt
Und die Schlüſſel nimmt er mit.
Andern Tags kommt Infantrie,
Nichts zu thun mehr findet ſie.

„Können ſpar'n die Munition —
Stadt erobert geſtern ſchon
Ohne Aufſeh'n und Geräuſch,
Heißt ſchon Danzig, iſt ſchon preuß'ſch."

Aber auch die anderen Reiter-Truppen laſſen es an Furchtbarkeit nicht fehlen und ergreifend iſt hier, was das Lied von den Halberſtädter Küraſſieren zu berichten weiß. In der Schlacht bei Gravelotte erhalten ſie den Befehl, die gefährdeten Brandenburger aus dem feindlichen Kugelregen herauszuhauen; unwiderſtehlich iſt ihr Anprall, die franzöſiſchen Batterien ſchweigen und Brandenburg bekommt wieder Luft. Aber was für ein Kampf war es! Wie ſchneidet der Ausruf ins Herz:

„Doch was iſt das? In Frankreich hat
Es im Auguſt geſchneit?
Da liegt das halbe Halberſtadt
Im weißen Waffenkleid.

„Da liegen ſie, da ſchlafen ſie
Den ehrenreichen Schlaf,
Wie ſie der Blitz der Batterie,
Der Säbelhieb ſie traf." —

Und nun erſt die Artillerie! bei ihr heißt es:

„Immer feſte auf die Weſte!
Halt dich tapfer alter Krupp,
Bring uns bis zum letzten Reſte
All das Kruppzeug auf den Schub!"

ſie ſchießen in die Feſtung hinein,

„Daß ſie vermeinen die Hölle thut ſpei'n
Aus ihrem feurigen Rachen."

Doch zuerſt müſſen die Pioniere ihre Arbeit gethan haben, und ſie ſind denn auch immer ſchnell voran, gilt es nun Laufgräben zu ziehen oder Schienen zu legen. So hieß es nach der Vollendung der Schanzen vor Metz:

„In acht Tagen
Woll'n guten Tag wir ſagen
Unſern Brüdern vor Paris."

Und nun machten ſie an einem Tage 7 Meilen und

„So kann ich Euch verkünden,
Wo heute noch zu finden
Sieben Meilenſtiefel ſind:
Bei unſern Pionieren,
Die immer flott marſchieren.“

So ward Feſtung auf Feſtung eingenommen; kein Wunder, wenn die Soldaten da von ſich treuherzig rühmen:

„Wir haben doch ein ſehr
Einnehmendes Weſen!
Was will man mehr?“

Und das gilt nun ebenſo von der Linie wie von der anfangs von den Franzoſen ſo gering geſchätzten Landwehr: ſie giebt ihnen in dem Liede „Gebt Acht“ auf ihren Spott: „Die preußiſche Landwehr beſtehe nur aus Handwerkern“ die derb treffende Antwort:

„Gebt Acht, ihr Franzoſen! die Landwehr iſt da,
Die preußiſchen Handwerker fern und nah,
Die Männer vom Webſtuhl, Drehrad und Riem,
Vom Hammer und Ambos, von Hobel und Pfriem:
Die treiben gar luſtiges Handweek Hurrah!“

Und nun machen ſie ihnen in draſtiſchen Reimen die ſchöne Ausſicht, es wolle ein Jeder ſie mit ſeinem beſonderen Handwerkszeuge bearbeiten.

Und daß dies keine eitlen Prahlereien ſind, die Diviſion Kummer hat es bewieſen, aber das hätten die Franzoſen wohl auch wiſſen können, denn — wie der Schluß eines dialektiſchen Marſchliedes lautet —

„Von Anno drüthen lange Tied,
Kennſt du noch dütſche Landwehrlüt.“

Und hierbei thut ſich nun auch die Berliner Landwehr etwas zu Gute auf ihre Strandwache an der Oſtſee, und voll Selbſtgefühl ſingt ſie:

„Frankreichs Schiffe ſind von Eiſen,
D'rinnen Herzen nur von Holz;
Schaffet Herzen d'rin von Eiſen,
Schiffe, die da ſind von Holz.“

Freilich die Furcht des Feindes läßt ſich leicht erklären, denn — wie es mit Anſpielung auf das Stadtwappen Berlins heißt — „der Bär ſteht an dem Strand“. Nur einmal wagten die Franzoſen eine Landung zum Schrecken der Bürger von Stolpe, indeß es war gar nicht ihre Abſicht zu ſchrecken, es leitete ſie vielmehr der idylliſche Zweck einer friedlichen Verproviantierung, ein Contraſt, wie er in einem „Pommeriſch-Preußiſchen Strandidyll“, das der Kladderadatſch unter dem 25. September 1870 brachte, zu ergötzlicher Darſtellung kommt. Und als nun gar das preußiſche Kanonenboot Meteor den franzöſiſchen Aviſo Bouvet in die Flucht trieb, die er, ſtark beſchädigt, nach der Havannah antrat, da folgte „der großen und gefährlichen Armada, von der man ſo viel in alten Mähren geſungen“, der ſchärfſte Hohn jener Strandwächter nach:

„Es kamen viel Panzerfregatten,
Daß überliefe das Meer —
So hieß es — nun trübet kein Schatten
Die friedlichen Fluten umher.“

Die Furcht vor der Flotte Geſchützen iſt nun verronnen wie ein Tropfen im Sand; die Küſtenbewohner ſitzen wieder fröhlich am Strand und nach der Melodie „Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten“:

„Singen ſie von Lenz und Liebe,
Von goldner, ſeliger Zeit,
Und wo die Flotte nur bliebe —
Die Flotte aber ſchwimmt weit.“ —

So ward denn überall der „galliſche Hahn vom Adler zerzauſt“, wie es in jenem franzöſiſchen Klageliede heißt, und des Kaiſers ſtolze Parole „gloire und élan“, ſie wandelt ſich ihm in „terreur“ und „Sedan“. Indeß einer Ungerechtigkeit

macht ſich der Deutſche ſelbſt einem verhaßten Gegner gegenüber nicht ſchuldig: ſein Lied weiß auch feindliche Tapferkeit anzuerkennen und oft genug heißt es:

„Sie ſtritten wie die Löwen;"

und von Gravelotte:

„Hier ſtand wie Stein und Fels,
Der Feind ſo feſt und kämpfte wacker."

Aehnlich von Sedan:

„Franzoſen aber ſtehen feſt,
Wie hinter Mauer und Turm."

Nur die Franctireurs, „die Kellerlochſchützen", werden immer mit Indignation behandelt, ſowie mit mitleidigem Spotte die Truppen, die Gambetta immer von Neuem aus dem Boden ſtampft, namentlich die Bourbaki'ſche Armee, deren kläglicher Zuſtand uns alſo beſchrieben wird:

„Fähndrich ohne Fahn',
G'wehre ohne Hahn,
Feldherrn ohne Witz,
Stuckleut' ohn' G'ſchütz —
Sind wie Pharao
Sie geſtürzet ſo." —

Tritt nun in den bisher beſprochenen Liedern vorzugsweiſe die militäriſche Seite unſers Bildes hervor, ſo laſſen es andere auch an politiſcher Weisheit nicht fehlen, und voran ſteht hier der berühmte Füſilier Kutſchke mit ſeinen draſtiſchen Reflexionen über den Gang der Ereigniſſe und ſeinen humoriſtiſchen Manifeſten, die er von ſeiner Feldwacht aus an Napoleon, Garibaldi und die Pariſer ergehen läßt. Kutſchke iſt heute eine welthiſtoriſche Perſönlichkeit; ſein allbekanntes Lied, das von derſelben durchſchlagenden Bedeutung war wie die „Wacht am Rhein", hat nicht weniger als 35 Ueberſetzungen erfahren, in allen lebenden und toten Sprachen, ſogar in Keilſchrift, Hieroglyphen und Runen; ſie ſind zuſammengeſtellt in der von dem

Regierungsrat Ehrenthal in Marienwerder herausgegebenen Kutschke-Polyglotte; auch ist das Lied fünf Mal componiert. Fürwahr ein berühmtes Lied, und kein Wunder also, wenn sich über den Autor desselben viele litterarische Fehden entspannen, die aber alle fruchtlos blieben, bis denn der Autor selbst in der Liedersammlung zu „Schutz und Trutz" von Franz Lipperheide mit seinem Namen hervortrat.*) „Es ist der Präpositus, alias Superintendent, Herm. Alex. Pistorius zu Basedow bei Malchin in Mecklenburg, der wieder seinerseits zur Abfassung jenes Liedes durch eine Notiz in der Kreuzzeitung vom 14. August 1870 veranlaßt wurde, die also lautete: Unter den vielen Liedern ist entschieden das beste der Heldengesang, den der Füsilier Kutschke vom 40. Regiment auf dem Vorposten bei Saarbrücken dichtete. Der Dichter sah die Franzosen am Waldrande vor sich hin und her laufen, da sang er:

„Was kraucht da in dem Busch herum?
Ich glaub es ist Napolium!"

Beim Lesen dieser Verszeilen habe es ihm geschienen, daß, wenn man dieselben erweiterte, der damals schon offenbar gewordene Geist unseres Heeres und Volkes, der gottvertrauende, pflichtgetreue, todesmutige, siegesgewisse deutsche Geist in einem Volksliede zum Ausdruck gebracht werden könne und dies eines Versuches wert sei. So entstand das Kutschke-Lied, und es erschien zuerst in den „Mecklenburgischen Anzeigen" unter dem 22. August 1870 mit der Angabe „Vom alten Sechsundzwanziger", weil der Verfasser im 26. (1. Magdeburgischen) Infanterie-Regiment als Einjähriger gedient hat. Woher aber die Stammverse:

„Was kraucht da in dem Busch herum?
„Ich glaub es ist Napolium,"

*) S. Fr. Lipperheide, 12. Lieferung, p. 184, wo die hier folgenden Notizen ausführlich zusammengestellt sind.

ſowie der Name und die Figur Kutſchke's herrühren, iſt noch nicht aufgeklärt und wird dies auch kaum gelingen; ſie ſind wahrſcheinlich viel älteren Urſprungs und ſtammen vielleicht, wie Einige es auch behaupten, noch aus den Freiheitskriegen her." Jedenfalls iſt aber erſt durch das Lied von Piſtorius Name und Figur zu einer ſo ſeltenen Volkstümlichkeit gelangt, und ihm haben wir auch eine Anzahl Nachahmungen — acht im Ganzen — zu verdanken, die — meiſtenteils ebenſo treffend und draſtiſch — ſich an die Hauptphaſen des Krieges bis zum Einzuge in Paris anlehnen. Faſſen wir nun alle dieſe Lieder, die zwar nicht aus der Feder eines Verfaſſers, aber doch aus dem Geiſte eines einmütig fühlenden Volkes herſtammen, als ein Ganzes zuſammen, ſo ſtellt ſich uns Kutſchke, wie geſagt, nicht blos als tapferer Soldat, ſondern auch als fürſichtiger Politiker dar: er iſt das Organ, durch welches die Meinungen, Wünſche und Hoffnungen des Volkes nach dieſer Richtung hin zum Ausdruck kommen. Kutſchke hat den Krieg vorausgeſehen; er ſagt in dem zweiten dieſer Lieder, in dem er uns einen Ueberblick über den Gang der Ereigniſſe bis nach der Schlacht bei Mars la Tour giebt:

„Wir bauten ruhig Kraut und Rüben,
Wir ſaßen feſt im Webſtuhl d'rin,
Den Franzmann auch ſah'n wir da drüben,
Anſcheinend ſtill, Oliven zieh'n;
Doch Kutſchke glaubte nicht daran,
Und hat auch gar ſehr wohl gethan."

Und als es nun in dem Gebüſche bei Saarbrücken herumzurauchen begann, da iſt er dann auch der Erſte, an den ſich der Kaiſer, wie es naiv heißt, mit dem Auftrage wendet:

„Hör, Kutſchke, ich vertraue dir,
Such du emal im Buſch herum,
Ob's wirklich iſt Napolium!"

Er hält denn auch ſofort, ganz unbekümmert darum, ob es ihm aus dem Buſche „mitralliös" entgegenknallt, ſeine Suche ab, und bringt nun ſeinen originellen Rapport:

„Bei Saarbruck, in dem Buſch herum
Kraucht mit Lulu Napolium.“

An Letzteren aber ergeht zugleich ſeine claſſiſch gewordene Prophezeihung:

„Napolium, Napolium,
Mit deiner Sache geht es krumm,
Mit Gott drauf los, dann iſt's vorbei,
Mit ſeiner ganzen Kaiſerei!“

eine Prophezeihung, deren volle Wahrheit Napoleon ſelbſt ihm nach der Kataſtrophe von Sedan zugeſteht, indem er da in einer Selbſtbetrachtung, „Das Czarenlied“ betitelt, wehklagt:

„Und läßt man mich laufen und läßt man mich frei,
Mit der Kaiſerei, ſagt Kutſchke, iſt's dennoch vorbei!“

So zufrieden nun Kutſchke mit dieſer ſchnellen Erfüllung ſeines prophetiſchen Wortes iſt, ſo unzufrieden iſt er jedoch mit der glimpflichen Behandlung des Kaiſers, und kopfſchüttelnd ruft er in ſeiner „Einſprache“ aus:

„Das geht mir ſehr im Kopp herum —
Auf Wilhelmshöh Napolium! —
Was haſt du da auf's Schloß zu thun
Als Priſonjeh? — das frag ich nun.

„Mit Eklipaſchen und Lakai'n
Ziehſt du nun doch in Deutſchland ein?
Das glaub ich, das gefällt dir ſo!
Das hat man von den Chaſſepo.“ —

Aber auch andere Stimmen vereinigen ſich mit der ſeinigen ein anderes, höchſt komiſches Gedicht „St. Helena von 1870 oder Napoleon und die Berliner Gerichtslaube“ will ihm dieſe höchſtens als Aufenthaltsort angewieſen wiſſen, da kann er denn allenfalls einen kleinen Handel mit „der Tante Voſſen“ anlegen, aber am beſten

„Sie ſollen ihn behalten
Und Sie und Es dazu;“ denn
„Wohin ihn exportieren?
Er iſt zu ſehr bekannt.“ —

Und ſo läßt denn ein Dritter an Kutſchke ſelbſt die Aufforderung ergehen:

„An's Herz leg' ich die Sache dir,
Sprich mit dem König, Füſilier!
Und ſag', wie wir in Deutſchlands Gau'n
Voll feſten Zutrauns auf ihn ſchau'n."

Der König ſolle der Thränen ſeiner hochſeligen Mutter, der Königin Louiſe, gedenken und erſt im Paris Frieden ſchließen, trotz aller Einſprache der Franzoſen, die dies für Barbarei ausſchreien und mit ihrer Republik der Sache ein Ende zu machen denken. Indeß Kutſchke ſieht das ſchon lange ein:

„'Ne ganze Erbswurſcht wett ich drauf,
Der Krieg hört in Paris erſt auf;"

lautet der Anfang ſeines Manifeſtes an die Pariſer:

Was nützt euch das Petroleum
Denn ohne den Napoleum

„Nun wollt mit Tiger, Panther, Leu'n,
Pariſer, ihr uns Deutſche dräu'n?
Und alle Lampen puſt't ihr aus,
Und glaubt, wir machen uns was draus.

„Was ſchreckt uns eure Republik?
Damit habt ihr bei uns kein Glück.
Es giebt bei euch, Parol Donnöhr,
Gar keine Republikaner mehr.

„Ich thu' euch hier vorweg ſchon kund:
Rinn muß das Elſaß in den Bund,
Eh geht der Frieden euch nicht auf,
Da wett ich meine Erbswurſcht drauf."

Aber die Franzoſen glauben weder ihm noch ihrem Landsmann, dem „politiſchen Nachtwächter von Paris", der jetzt wieder, wie in dem ſiebenjährigen Kriege und in den Freiheitskriegen — denn er iſt eine ſtereotype Perſon im Volksliede — bei jeder Stunde aus Verzweiflung über die Niederlage der franzöſiſchen Waffen eine noch nie gehörte deutſche Wahrheit ausruft, und bei dem Rufe 12 nachdrücklich mahnt:

„All mein Wachen kann nichts nützen,
Ob wir fluchen, ſchreien, blitzen,
Jeder mach' ſein Teſtament,
Denn Frankreich hat bald ein End"

Sie glauben es nicht, denn eine neue Hoffnung iſt ihnen in Garibaldi aufgegangen, dem alten Feldherrn in der roten Bluſe, der „von trügendem Wahn und Träumen betört" nun auf dem Schlachtfelde erſcheint. Indeß Kutſchke iſt gleich bei der Hand, auch ihm den Staar zu ſtechen: er ruft ihm in einem anderen Manifeſt warnend zu:

„Was willſt du, Garibaldi, nur
Bei der Regierung da in Tour?
Wer kann mir, frag' ich ernſtlich nun,
Von Beiden jetzt am leidſten thun.

„Miſchſt du dir mit Menottilein
In ſolche faule Sachen rein!
Und die Franzoſen ſchrei'n gleich aus:
Eh bien, nun ſind wir ſchöne 'raus!

„Man ſtill, dir und dem Kronenſohn,
Euch werden wir's beſorgen ſchon."

Und es ward beſorgt, Paris ward eingenommen und Kutſchke konnte bald ſein prächtiges Einzugslied anſtimmen:

„Da ſiehſt du mir, da haſt du mir,
Da haſt du deinen Sieger!
Bonſchur Paris! Betrachte dir
Nun den Barbarenkrieger.

„Der Einzugsſchmerz, der Einzugsgraus
War mal nicht abzuwenden;
Der Deutſche will ſich mal durchaus
„Entehren" nun und „ſchänden."

„Verlaß dir auf das Weltgericht
Und laß ihn einmarſchieren.
Es iſt das erſte Mal ja nicht —
Warum ſich denn ſo zieren?"

Und ſo zieht er mit Hurrah durch das Siegestor, wobei ihm mit einem Male beim Anblick des Louvre und der glänzenden Boulevards ſo „welthiſtoriſch" zu Mute wird; „ja," ruft er aus:

„Das iſt Paris! das iſt der Lohn,
Nach dem ich alter Knabe
Mir nun ſechs lange Monden ſchon
Geſehnt im Stillen habe.

„Das iſt's! Nun freu' dir auch drauf los!
Genieß des Siegers Ehre!
Ich freu' mir ja — wenn ich man bloß
Bei Muttern wieder wäre!" —

Und ſo treuherzig wie hier Kutſchke mitten in dem Siegesjubel ſeiner Sehnſucht nach der Heimat Ausdruck giebt, ſo treuherzig — dies ſei zum Schluß noch erwähnt — kommt dies Gefühl auch noch öfter, namentlich in der ſogenannten „Vorpoſtenpoeſie", zum Ausdruck. So hören wir z. B. einen Berliner in einſamem Quartier auf einem Heuboden bei Metz melancholiſch ſingen:

„Hier is et kalt und zucht och ſehr,
Gewürme wimmelt um mich her,
Hier riecht et faul und mederig —
Mit eenem Wort:
Hier is et koderig!"

Dazu keine Cigarren, nicht mal ein Streichholz; es hieß wohl, es ſeien Liebesgaben gekommen aus der Fern, indeß zu ihm iſt keine gekommen, er hat weder Glück noch Stern. Wer kann ihm da den Wunſch verargen:

„Ach wäre ick doch ſtill zu Haus,
Un tränk' ne kühle Weiße aus!
Doch einſam hier verſchmachten ſoll ich —
Ach wäre ick bei Muttern dort —
Mit eenem Wort:
Da wär' et mollig."

Und ein Anderer wieder, der in der Zeitung von den 1000 Fäſſern lieſt, die zu Hauſe bei jeder Siegesnachricht auf das Wohl der tapferen Krieger ausgetrunken werden, ruft in komiſcher Verwundrung aus:

„Ob mich der Teufel hole,
Dies Rätſel faſſ' ich nie:
Wir dürſten zu ihrem Wohle,
Auf unſers trinken ſie."

Ja wir, die wir zu Hauſe über die großen Siege gejubelt, wir haben keine Ahnung, wie viel des Schweißes der Edlen ſie gekoſtet. Und doch mit welchem Humor können ſie noch über ihre bedrängnisvolle Lage poetiſieren! Hören wir nur das Lied eines ſolchen poetiſchen Vorpoſtens: „Wie wir Metz erobern."

„Es iſt eine ſchöne Jegend
Um dieſe Feſtung hier,
Und wenn's manchmal nicht rejent,
So ſieht man was von ihr.

„Jewöhnlich rejents jräßlich,
Und jießt daneben her,
Und iſt das Wetter häßlich,
Denn jießt es noch viel mehr.

„Man liegt auf Wieſenrändern
Im weiten Kreiſe rings —
Will man ſich mal verändern,
So legt man ſich nach links —

„Und kickt von einer Stelle,
Sechs Wochen lang ejal,
Hinüber auf die Wälle,
Hinunter in das Thal.

„Die Seife ward zur Mythe ....
Die Socken . . . ich verlor,
Das Einz'ge, was noch trocken,
Sind Kehle und Humor.

„Kurz dieſer Heroismus
Is nich janz ohne Reiz
Mich zieht der Rheumatismus
Für's Vaterland durch's Kreuz." —

Doch:

„Gott war mit Euch, er maß die Prüfungszeit,
Er gab Euch Kraft, den Kampf durch Sieg zu enden;
Er hat durch Euch die Brüder uns befreit,
Dank, dreimal Dank Euch ſtets aus unſern Händen!
Treu ſtand't Ihr, feſt Ein Wall um's Vaterland,
Das deutſche Reich erkämpftet Ihr uns wieder;
Und heil'ge Treue, edle Freiheit, deutſche Lieder
Sind unſers Volkes bleibend Unterpfand."

Zu ihm aber, dem großen Führer, dem treuen König, dem allverehrten Kaiſer, ſchallt es heute an ſeinem 80. Geburtstage aus allen Gauen des dankbaren deutſchen Landes wieder eben ſo mächtig, als damals beim Beginn des Kampfes gegen den Erbfeind empor:

„Hör' an des Thrones Stufen
Das Vaterland heut' rufen:
Und wenn die ganze Welt voll Teufel wär',
An unſ'rer Fahne ſteht's: „Vom Fels zum Meer." —
„Hoch Wilhelm, deutſcher Kaiſer, lebe hoch!" —

II.

Die dramatische Kriegslitteratur

von 1870—71.

1.

Die Dramen ernsten Inhalts.

Es war natürlich, daß man beim Beginne des Krieges, der als ein neues Attentat Frankreichs auf Deutschlands Freiheit erscheinen mußte, in die deutsche Vergangenheit zurückgriff und im Gedächtnisse des deutschen Volkes die Bilder der Schmach wieder aufleben ließ, die Frankreich so oft über unser teures Vaterland gebracht hat!

Da stand in erster Reihe Straßburg, das Ludwig XIV. einst mitten im Frieden — es war im September des Jahres 1681 — dem deutschen Reiche entrissen hatte. Die letzten Tage dieser freien deutschen Reichsstadt, die so lange der Hort deutschen Lebens, deutscher Sitte und deutscher Treue gewesen und so oft die feindseligen Angriffe des Westens auf das deutsche Land zurückgeschlagen hatte — die letzten Tage der altberühmten Stadt unseres Meisters Erwin von Steinbach hat uns Carl Biedermann, der Verfasser mehrfacher deutsch-geschichtlicher Schauspiele,*) in einer ergreifenden Tragödie: „der letzte Bürgermeister von Straßburg," vaterländisches Drama in 5 Akten (Leipzig, F. A. Brockhaus 1871) geschildert.

Der Held, des Thaten hier gepriesen werden heißt Dominic Diedrich, ein Bürger Straßburgs, der, in schwerer Zeit von den Zünften zum Ammeister berufen, die ganze Tugend eines deutschen Mannes einsetzt, um dem deutschen Reiche sein stärkstes Bollwerk gegen welsche Eroberungssucht zu

*) So noch „Kaiser Heinrich IV." (Weimar 1861), „Kaiser Otto III." (Leipzig 1863), die auf dem Großherzoglichen Hoftheater zu Weimar mit Beifall aufgeführt worden sind.

erhalten. Und der Feind, der seinen Sitz schon im Herzen der Stadt aufgeschlagen, um ihr mit heimlicher List die Lebensadern zu durchschneiden, Frischmann, der Resident Ludwigs XIV. — er stellt ihm selbst das schönste Zeugnis aus, wenn er nach einer Unterredung dem scheidenden Bürgermeister die anerkennenden Worte nachruft:

„Ein starrer Deutscher und ein feiner Kopf!
So lange seine Macht noch ungeschwächt,
Wird unser Plan auf Straßburg nicht gelingen.
Er meidet sorgsam alles, was uns Vorwand
Zum offnen Angriff bot', und was ich auch
Im Stillen unternahm, sein heller Blick
Sah's ahnend weit voraus und seine Klugheit
Kam ihm zuvor. Sein starker Wille hält
In Schrecken der Parteien wilden Kampf,
Hemmt unsrer Freunde Sieg und wehrt zugleich
Dem Uebermut der Zünfte uns zu reizen."

Diese Worte versetzen uns zugleich mitten in die schwierigen Verhältnisse der bedrängten Stadt, die zu beschwören der edle Diedrich alle seine Kräfte aufgeboten. Doch vergeblich ist sein Bemühen, den alten Hader, der seit Jahrhunderten die Zünfte von den patrizischen Geschlechtern der Kaufmannschaft getrennt hält, im Angesichte der allgemeinen Not wenn nicht zu versöhnen, doch wenigstens verstummen zu machen und so den Feind, der durch diese Zwietracht von Straßburgs Bürgern gerade zu siegen hofft, um seinen Raub zu betrügen. Frischmanns Lockungen sind bei den Geschlechtern, die von einer Einverleibung ihrer Vaterstadt in das mächtige Nachbarreich einen neuen Aufschwung ihres darniederliegenden Handels erhoffen, auf fruchtbaren Boden gefallen; denn

„Nachbar" —

ruft einer von ihren Repräsentanten nur allzubezeichnend aus —

„Sag' mir einer, was er will:
Geschäft bleibt doch Geschäft und geht vor allem!" —

Und während auf dieſer Seite der Egoismus und mit ihm zugleich der Haß gegen die Zünfte, die im Rate von Straßburg die Obmacht haben, der welſchen Sache Vorſchub leiſten, da hat einen andern, ja gerade einen guten Bürger Straßburgs, den Syndikus Obrecht ſein Patriotismus in die Netze des ſchlauen Reſidenten geführt. Er iſt überzeugt, daß Straßburg verloren ſei; ſeit Jahrzehnten ſchon ſieht er ſeine Vaterſtadt, „wie ein klein Getier von einer Rieſenſchlange, in immer enger preſſender Umſchlingung“ von Frankreich bis zum Tode bedrängt; aber noch, glaubt er, ſei es Zeit zum Vorteil des Ganzen die Freiheit um einen guten Preis loszuſchlagen.

Doch der Deutſche, der hier den ehrlichen Pfad — wie er wähnt — in guter Abſicht verlaſſen und allen Mahnungen des edlen Diedrich, nicht geheime Wege zu gehen, wie die von den Geſchlechtern, denn

„Das iſt nichts Gutes, was das Licht muß ſcheun,
Und mit gerechtem Haß brandmarkt das Volk,
Die ſo im Dunkeln ſchleichen, als Verräter!“ —

ſein Ohr verſchloſſen, er muß zu ſpät die alte Wahrheit erkennen, daß dem Deutſchen alles andere wohl gelungen, doch niemals der „galliſche Sprung“ — wie unſer Schiller es treffend bezeichnet hat. Friſchmann hat ihn, wie Obrecht es zuletzt ſelbſt befürchtet, nur als Werkzeug gebraucht, um den Widerſtand der Bürger durch Parteiungen zu lähmen; jetzt, nachdem ihm dies gelungen, da zieht er ſein erſtes Angebot, mit dem er Obrechts Gewiſſen zu bethören verſtanden, zurück, und dieſer, der die ihm perſönlich in Ausſicht geſtellten hohen Ehren für den Verrat ſeiner Vaterſtadt mit dem Ausrufe der Entrüſtung zurückweiſt:

„Wann gab ich jemals Euch das Recht, ſo niedrig
Von mir zu denken, daß um meinen Vorteil
Die Freiheit Straßburgs mir verkäuflich ſei?“

muß es ſich nun ſagen laſſen:

„Das nennt Ihr „niedrig denken“, wenn ich Euch
Als klugen Mann taxiere? Sei'n wir offen!
Ein jeder dient, indem er einem Ganzen
Zu dienen scheint, zuletzt doch nur sich selbst.
Ihr wollt den Vorteil Eurer Stadt, wie ich
Den meines königlichen Herrn und Frankreichs.
Ihr hofft dadurch auf Ansehn hier in Straßburg,
Ich in Paris und am Versailler Hof.
Gut! Ich verbürg' Euch nochmals hier mein Wort:
Sobald durch Euch wir Meister sind von Straßburg,
Setzt Euch der König zum Präfekten ein.
Und für die Stadt — ist's nicht der Ehre g'nug
Wenn sie des großen Königs Eigentum,
Wenn sie ein Teil wird jenes schönen Frankreichs,
Deß Waffenruhm und heller Geistesglanz
Die ganze Welt bezaubert und bezwingt?“

So denkt welsche Tücke! doch Obrecht, dem es jetzt wie Schuppen von den Augen fällt, entgegnet im Gefühle seiner wiedergewonnenen Würde:

„Herr Resident! Vergebt ein freies Wort!
Der Deutsche mißt mit einem andern Maß
Das Glück der Völker und der Bürger Wohlfahrt.
Drum sag' ich Euch und muß es wiederholen:
So lang' Ihr uns nicht sichre Bürgschaft gebt
Für unsre Sprach' und unser heimisch Recht,
Für ein selbständig Regiment der Stadt,
Vor allem für der Väter alten Glauben,
Kann ich die Hand nicht bieten zum Vergleich!“

Aber die Zeit des Unterhandelns ist vorüber; Frischmann weiß sehr wohl, wie es in der Stadt bestellt ist, und vergeblich ist daher Obrechts Hinweis auf den heldenmütigen Widerstand, den Straßburg einst 30 Jahre lang den Spaniern, den Franzosen und den Schweden geleistet, und noch weniger läßt er sich durch die Drohungen mit der Rache des deutschen Reichs einschüchtern; schneidend entgegnet er:

„Der Reichstag, statt zu handeln, unterhandelt,
Ihr wißt es ja, schon in den vierten Mond.

Inzwiſchen haben meines Königs Truppen
Ringsum die Stadt umſtellt und ſchneiden ihr
Von allen Seiten her die Zufuhr ab.
Noch kurze Friſt, und ohne Schwertſtreich muß
Sich Straßburg uns um jeden Preis ergeben."

Obrecht aber, meint er, könne nicht mehr zurück; den Patrioten ſei er längſt verdächtig und darum verloren, wenn er mit Frankreich brechen wollte. Aber wie ſchwierig für dieſen auch die Lage geworden iſt, nicht zum zweiten Male läßt er ſich in ſeinem Pflichtbewußtſein durch die gleisneriſchen Worte des Franzoſen trüben, ſondern mit edler Reſignation antwortet er:

„Mag ich verloren ſein, weil ich zu viel
Euch hab getraut. Doch ſoll die Bürgerſchaft
Zum mindſten nicht durch mich betrogen werden."

Er will das Geſchick der Stadt, ſowie ſeines Freundes Diedrich teilen und durch um ſo größere Treue ſühnen, was er in gutem Glauben an beiden geſündigt hat. Doch ſeine Umkehr kommt zu ſpät! Während er im Hauſe des Reſidenten ſich von neuem der deutſchen Sache geweiht, da haben die Zünfte in einer ſtürmiſchen Ratsſitzung den Beſchluß durchgeſetzt:

„Wer nur von Uebergabe ſpricht an Frankreich,
Wird ausgewieſen, und ſein Gut verkauft
Zum Beſten von der Stadt gemeinem Säckel.
Wer aber überführter Maßen gar
Darob verhandelt hat, mit wem's auch ſei,
Der ſtirbt durch Henkers Hand, und ſeine Sippſchaft
Sei aus der Stadt verbannt für alle Zeiten."

Vergebens hat Diedrich ſeine warnende Stimme erhoben, nicht die finſtern Geiſter der Zwietracht wieder wach zu rufen und die Furcht zur Herrin der Stadt zu machen; ja er muß ſelbſt, um dem Vorwurf der Teilnahme an dem Verrate ſeines Freundes Obrecht zu entgehen — den „Blitzſtrahl entfeſſeln," der die ſchuldigen Häupter treffen ſoll, doch auch — ſo ſagt

es ihm sein vorschauender Geist — die Stadt selbst in Flammen setzen wird. Und nur zu schnell erfüllt sich, was er befürchtet! Von Wolfram, dem Heißsporn der Partei der Zünfte geführt, dringen die Bürger mit den Stadtknechten gewaltsam in die Wohnung des französischen Gesandten, um Obrecht, den sie im Rate vermißt haben und hier vermuten, gefangen zu nehmen; wohl finden sie, den sie gesucht, haben aber damit zugleich den „heiligen Bann des Völkerrechts" gebrochen und, wie wir schon oben aus Frischmanns Munde vernommen, diesem eine willkommene Gelegenheit geboten, nunmehr die „Maske der Schonung" abzuwerfen und auch seinerseits Gewalt anzuwenden. Zwar mahnt ihn Diedrich, der sofort zu ihm geeilt, um ihm für jene That, die nur die blinde Wut eines thörichten Parteihasses verübt, in vollem Maße Genugthuung zu bieten: wenn er Obrecht, wie er es annehmen müßte, retten wolle, so möge er von jeder Drohung mit Gewaltmaßregeln Abstand nehmen; doch nur zum Scheine giebt er nach, denn so sagt er sich:

„Sein Tod mehrt die Verwirrung,
Die Spaltung in der Bürgerschaft, den Haß
Der Einen und den Uebermut der Andern;
Der klugen Mäß'gung, die, nach allen Seiten
Zum Frieden mahnend, jedem Ausbruch wehrt,
Nimmt er das Scepter aus gelähmter Hand
Und setzt auf ihren Thron den wilden Schrecken,
Das blutige Gespenst, vor dem der Bürger
In seinem Haus, in seiner Werkstatt zittert,
Dem zu entflieh'n, kein Opfer ihm zu groß,
Auch nicht die Freiheit seiner Stadt! — Wenn dann
Die Angsterfüllten einen Retter suchen,
Der sie beschütze vor des Pöbels Wut,
Dann sind wir da; dann einen letzten Druck,
Und Straßburg legt sich selber uns zu Füßen."

Aber dieselben Gedanken hat auch der wachsame, scharfsinnige Diedrich im Rate der Dreizehn, die über Obrecht zu Gericht sitzen und einstimmig seinen Tod verlangen, entwickelt und seine nachdrückliche Rede mit den ergreifenden Worten geschlossen:

„O, daß ich reden könnt' mit Engelszungen!
Daß ich's vermöchte, den unſel'gen Groll
Hinweg zu tilgen, der im Innern nur
Den Gegner ſucht, im Sohn der eignen Heimat,
Der dieſen nur zu treffen eifrig iſt,
Und nicht bedenkt, wie er dabei das Herz
Der Mutter aller, unſrer Stadt zerfleiſcht!
O, wär't Ihr einig, unbezwungen ſtänden
Wir feſt im Kampfe gegen Ludwigs Heer.
Und gäben ſo ein Beiſpiel allen Zeiten,
Wie tapfrer Bürger todesmut'ge Eintracht
Die Stadt dem Reich erhielt, das ſie verließ,
Und jenem Mächt'gen ſiegreich widerſtand,
Dem ſich Europas Fürſten ſklaviſch beugen.
So geht noch einmal denn mit Euch zu Rate!
Denkt Eures Eides! denkt an unſre Stadt,
Die ſchwerbedrohte! Denkt an Deutſchlands Völker,
Die zwiſchen Angſt und Hoffen auf uns ſchau'n!
Und lenke Gott zum Rechten Eure Herzen!"

Und dieſe Worte haben in der That die Leidenſchaftlichen beſänftigt und gerührt: ſchon will man diesmal noch die Milde walten laſſen; da wird von Frankreichs Abgeſandten ein Schreiben überbracht, in dem er den Angeklagten in ſeinen Schutz nimmt und gebieteriſch verlangt, daß er ihm frei und ledig ausgeliefert werde, wobei er zugleich im Weigerungsfalle für den ihm angethanen Schimpf mit dem ſchwerſten Zorne ſeines Königs droht. Nun iſt alle Mäßigung dahin. „Aus Furcht widerrufen, was wir kaum beſchloſſen, was fehlt dann noch zu unſrer Unterwerfung?" — ſo lautet nun die Loſung, und Obrechts Urteil iſt geſprochen. —

„So büß' ich denn durch das, was ich gefehlt!
Denn in dem einen fühl' ich ſelbſt mich ſchuldig,
Daß meiner Klugheit ich zuviel vertraut,
Des Franzmann's boshaft tück'ſche Hinterliſt
Zu leicht gewogen Nun, da mir's mißglückt,
Hab ich dem Feinde Waffen ſelbſt bereitet,
Verwirrung in die eignen Reih'n gebracht,
Und ſo das Schlimme ſchlimmer nur gemacht.

Das iſt's, was ſchwer mich drückt, und was die Strafe,
Die ich als ungeſetzlich ſonſt verwerfe,
Mich als gerechte Sühne läßt empfah'n" —

Das iſt das reuige Geſtändnis, das der Verurteilte in einer tiefergreifenden Abſchiedsſcene vor ſeinem ebenſo tiefbekümmerten Freunde Diedrich ablegt, der in Obrechts Schickſal nur den Spiegel ſeines eigenen ſieht. Als Jünglinge haben ſie oft geträumt

„Einſt Seit' an Seit' den Heldentod zu ſterben
Für Straßburgs und des Deutſchen Reiches Freiheit!
Jetzt reichen wir zum Abſchied uns die Hände,
Euch tötet Straßburgs düſteres Verhängnis,
Und ich muß leben, ſeinen Fall zu ſeh'n."

So klagt der Edele! Da iſt es aber nun an dem ſterbenden Freunde den Verzweifelnden noch einmal aufzurichten:

„Noch gebt nicht alles auf!" —

ſo redet er auf ihn ein —

„Verſucht's noch einmal,
Das Reich aus ſeiner feigen Ruh zu reißen!
Vielleicht, daß dieſes blut'gen Schauſpiels Ernſt
Den deutſchen Fürſten Straßburgs Todeskampf
Und ihrer eignen Trägheit Schmach enthüllt." —

Dies Wort dringt wie ein letzter Hoffnungsſtrahl in Diedrichs Bruſt und ſchon der Morgen des nächſten Tages findet ihn auf dem Wege nach Frankfurt, wo der deutſche Reichstag damals ſeine Unterhandlungen mit dem Geſandten Ludwigs XIV. führte. Doch welch' eine Enttäuſchung wartet hier ſeiner! Hören wir, wie er ſelbſt nach ſeiner Rückkehr den Freunden ſeine Erlebniſſe berichtet — es iſt dies ein treffendes Gemälde der damaligen Zuſtände in dem heiligen **römiſchen** Reiche, das uns durch ſeinen Kontraſt die Größe unſerer heutigen Zeit und ihrer Männer, die jene alte Schmach gerächt und uns ein **deutſches** Kaiſertum geſchaffen, in einem neuen Lichte erſcheinen laſſen wird!

„Mit fieberhafter Eile trieb mich fort
Des blut'gen Morgens fürchterliches Schauſpiel,
Das mir geſpenſtergleich im Rücken folgte“ —
(— er ſpricht von Obrechts Hinrichtung —)
„Mich jagte vorwärts heiße Ungeduld
Nach raſcher Wiederkehr, da ich in Not
Euch hier verlaſſen wußte. Oftmals fühlte
Das Roß des Reiters Sporn. Doch wie ich auch
Das keuchende zu ſtärkerm Laufe trieb,
Zu Rüſte ging der dritte Tag, bevor ich
Einritt in's Thor der alten Kaiſerſtadt.
Dort, in der Herberg', wo ich eingekehrt,
Vernahm' ich, daß am nächſten Tage juſt
'ne große Auffahrt der Geſandten all'
Sei angeſagt. Hochwicht'ge Dinge ſtänden,
So hieß es, zur Beratung. „Heida,“ dacht' ich,
„Eilt die Erfüllung diesmal unſern Wünſchen
So ungehofft voran? — Warum auch nicht?
Iſt doch ſo himmelſchreiend unſre Not,
Daß auch die taubſten Ohren ſie erſchließen,
Die kältſten Herzen ſie erweichen müßte,
Um wie viel mehr die erſten unſ'res Volk's,
Die ſich des Reiches feſte Säulen nennen!“
So, froher Hoffnung voll, entſchlummert' ich,
Und, ſanft gewiegt von Träumen beſſ'rer Art,
Als die ſeit langer mich allnächtlich quälten,
Dazu ermüdet von dem harten Ritt,
Schlief ungeſtört ich bis zum hellen Morgen. —
Da weckte mich der Kutſchen laut Geraſſel
Und der Trabanten Ruf. — Ich flugs zum Römer,
Allwo der Reichstag ſeine Sitzung hält.
Drei lange bange Stunden harrt' ich dort,
Die Seele ſchwankend zwiſchen Furcht und Hoffnung.
Doch end'ich war die Sitzung aus, es kamen
Die Trepp' herabgeſtiegen die Geſandten,
Bald paarweis, bald zu dreien, heftig ſprechend,
Und in den Mienen noch des Kampf's Erregung.
Ich wußte nicht, was thun. Da ſah' ich den
Von Durlach, wißt Ihr, der oft hier verkehrt,
Den trat ich an und frug ihn: „Lieber Herr,
Wie ſteht's? Ich bitt' Euch.“ „O, vortrefflich,“ ſagt er,
„Wir haben's durchgeſetzt.“ „Nun Gott ſei Dank!“

Erwidert' ich. „Ja," hub er wieder an,
„Es war ein harter Strauß, doch unſre Seite
Hat triumphiert" — „Nun freilich," ſagt' ich drauf,
„Euch geht die Sach' auch mit am nächſten an,
Denn, wären wir bezwungen, käm' an Euch
Die Reih' zuerſt." — Da ſah der Mann mich ſo
Verwundert an, als ob ich türkiſch ſpräche.
Ich, noch nichts Arges denkend, fragte weiter:
„Nun, und mit wieviel Regimentern wird
Man uns zu Hilfe kommen, und bis wann?"
Jetzt aber zog des Mannes Angeſicht
Sich in die Läng', und ſtotternd fing er an:
„Ja ich verſteh' Euch nicht — was meint Ihr denn?"
Da ſchoß es mir auch blitzſchnell durch's Gehirn
Von banger Ahnung ſchwärzeſten Gedanken;
Ich fühlte, daß ich blaß ward; kalter Angſtſchweiß
Bedeckte meine Stirn; es ſtockte mir
Die Zung' im Mund, als ich zurück ihm gab:
„Um Gott, wovon war denn die Frage drinn?"
„Nun", ſagt' er, wieder lächelnd, und die Rede
Floß ihm vom Mund, wie Honig. „Wißt Ihr's nicht?
Der alte Streit, der viele Jahre ſchon
Den Reichstag ſpaltet — heut' ward er entſchieden.
Von heut' an dürfen wir, die fürſtlichen
Geſandten, gleich den kurfürſtlichen, auch
Auf roten Stühlen ſitzen und auf Gold
Uns Speiſ' und Trank bei Tiſch kredenzen laſſen."
Und dabei ſchaut' er ſo vergnüglich drein,
Als ſei das Reich aus großer Not gerettet.
Mir aber ward ſo weh' um's Herz, ſo weh';
Es wankten mir die Füße unter'm Leib,
Daß ich mich halten mußt', um nicht zu ſinken.
„Herr Gott im Himmel!" — brach ich endlich los,
„Iſt das ein Reichstag Deutſcher Nation,
Wo man um ſolche Kindereien ſtreitet,
Dieweil des Reiches beſtes Bollwerk, Straßburg,
Um Hilfe ſchreit aus ſeiner tiefſten Not?"
„Ich bitt' Euch," rief er, „macht kein Aufſeh'n hier!"
(Ich hatt' ſo laut geſchrieen vor Entrüſtung,
Daß ſich die Leute um uns ſammelten)
D'rauf ließ er mich mit kurzem Bückling ſteh'n
Und ſchlüpfte aalgleich durch die dichte Menge.

Mir aber half ein wack'rer Bürgersmann,
Der ſah, wie mir die Glieder zitterten,
Mitleid'gen Sinnes heim zu meiner Herberg'. —
Als meiner ſelbſt ich wieder mächtig war,
Da rafft' ich mich noch einmal auf und ging
Zum kaiſerlichen Prinzipalgeſandten,
Dem ich mein ſchwergepreßtes Herz erſchloß:
Der hörte mich teilnehmend an und ſprach:
„Ihr habt geſeh'n, wie hier die Dinge ſteh'n!"
„Ja wohl," erwidert ich, „ich hab's geſehn!"
„Verſuchen will ich's, Euch das Wort zu reden,
„Doch bauet auf des Reiches Hilfe nicht!
Verläßt das Reich doch ſeinen Kaiſer ſelbſt
Im harten Kampfe mit den wilden Horden
Des gräulichen Islam, die der König Frankreichs,
Der ſich den „Allerchriſtlichſten" benennt,
Heimtückiſch hetzt auf's Haupt der Chriſtenheit!
So geht und ſucht Euch, wie Ihr könnt, zu retten!
So ging ich denn, ließ flugs mein Roß mir ſatteln,
Ritt heimwärts über'n Rhein ohn' Aufenthalt —
Und alſo, lieben Freunde, bin ich hier." —

Aber noch trauriger als draußen im Reiche haben ſich während ſeiner Abweſenheit die Verhältniſſe in Straßburg ſelbſt geſtaltet! Obrechts Tod hat — wie Diedrich es vorausgeſehen — Schrecken in der Bürgerſchaft verbreitet und nur die hochverräteriſchen Pläne der Geſchlechter gezeitigt; ihr Werk iſt es, daß der Rat auf Friſchmanns Anſinnen den ſelbſtmörderiſchen Beſchluß gefaßt und bereits ausgeführt hat, die ſchweizeriſchen Truppen, die die Stadt bisher zu ihrem Schutze beſoldet, zu entlaſſen; und damit hat denn auch die Stunde des heimtückiſchen Ueberfalls geſchlagen, den die Franzoſen lange ſchon auf die jetzt nur noch von einer ſchwachen Beſatzung verteidigten Rhein-Schanze, den Schlüſſel zu Straßburgs Thoren geplant. Doch ſo niederſchmetternd auch dieſe Nachrichten lauten, die den Zurückgekehrten zu Hauſe empfangen und ihm das Ende ihrer Freiheit zu verkünden ſcheinen, des edlen Meiſters Wahlſpruch lautet hier wie immer:

„Nichts iſt unmöglich feſtem Mannesmut,
Der alles freudig an das Höchſte ſetzt“ —

damit waffnet er ſich und ſeine Freunde, und zieht an ihrer Spitze dem eindringenden Feinde mit dem begeiſternden Schlachtrufe entgegen:

„Wohlan denn, Freunde kommt, daß dieſen Welſchen
Wir zeigen, wie ein deutſcher Bürger ficht,
Wenn er zum Kampfe zieht für Weib und Kind,
Für ſeinen Heerd und ſeine Vaterſtadt!
Der Uebermacht des Feindes werfen wir
Furchtlos die tapfre Männerbruſt entgegen,
Und unſre Loſung ſei: „Straßburg und Deutſchland.“

Aber ſo mutig er auch kämpft, ein Streifſchuß am Arme nötigt ihn alsbald in die Stadt zurückzukehren, und hier harret ſeiner ſchon das letzte, ſchwerſte Geſchäft, das er als Bürgermeiſter von Straßburg noch vollziehen ſollte: es gilt im Rate Antwort zu erteilen auf das jüngſte Schreiben des franzöſiſchen Reſidenten, der nun, nachdem die Truppen ſeines Königs vor den Thoren der Stadt erſchienen ſind, von den bedrängten Bürgern verlangt, ſie ſollen ſich alsbald der Gnade Ludwigs freiwillig unterwerfen; ſonſt werde die Stadt mit Sturm genommen und nach dem ſtrengen Rechte des Siegers behandelt werden.

„Ich hab daheim ein Weib — kein beſſres giebts,
Ich hab 'ne Tochter, meines Herzens Wonne,
Und Geld und Gut die Füll; doch alles geb' ich
Mitſamt dem eignen Leben freudig hin,
Kann ich die treue Vaterſtadt erretten“ —

mit ſo ergreifenden Worten mahnt er von neuem im Rate die welſche Forderung zurückzuweiſen und Straßburg bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen. Aber von den Geſchlechtern tönt ihm der Hohn zurück:

„Man weiß es, daß Ihr gern den Römer ſpielt,
Doch ſind wir hier in Straßburg nicht in Rom.“ —

Doch auch jetzt giebt er noch nicht die letzte Hoffnung auf; er appelliert von dem Rate an die Bürgerschaft selbst, die sich auf seinen Ruf mittlerweile auf dem Markte versammelt hat. Vergebens! Auch hier haben Verrat und Feigheit die Reihen der Wackern bereits gelichtet, zumal der Schreckensruf in ihre Mitte dringt, die Feinde hätten schon die Schanzen genommen und dringen stürmend auf die Thore. Aber, obwohl das Verhängnis damit besiegelt ist, Diedrich läßt sich nicht dazu bewegen, dem Sieger entgegenzugehen und die Stadt der Gunst des neuen Herrschers zu empfehlen.

„Thut, was Ihr dürft! Mir aber sinnt nicht an" —

ruft er den auf ihn eindringenden Patriziern entgegen —

„Daß unsre Schmach ich durch mein Wort besiegle,
Ich hab' mein Amt mit Ehren stets geführt,
Und nicht in Schanden will ich's enden lassen.
Hier geb' ich's auf."

Und damit legt er seine Amtstracht nieder — seine Amtskette, die „einst Ehrenschmuck, jetzt nur noch ein Sinnbild der Sklavenkette sei, die die alte Freiheit Straßburgs an Ludwigs Thron anschmieden soll;

„Hinweg" — ruft er — „wie Feuer brennst Du meinen Nacken!" —

So handelt er, ein echter deutscher Mann und bewährt damit den Ausspruch des alten Horaz:

„Justum et tenacem propositi virum,
Non civium ardor prava iubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida."

„Wer, Gutes vollbringend, männlich beharrt im Sinn,
Kein Bürgeraufruhr Böses Verlangender,
Kein grimmes Drohn im Herrscherantlitz
Rückt ihm den felsigen Mut" —

denn auch in dem letzten Kampfe, der ihm noch vorbehalten ist, bleibt er sich selbst treu: er verwirft die königliche Gnade

Ludwigs um den Preis, ſeinen alten Glauben abſchwören zu müſſen, was alsbald nach der Beſitzergreifung Straßburgs durch die Franzoſen von den arg enttäuſchten Bürgern verlangt wird — verlangt im Namen „des allerchriſtlichſten Monarchen," deſſen „Unterthanen, wie gleich an Lieb' zu ihm und an Gehorſam auch eines ſollen ſein in ſeinem Glauben", und auf deſſen Befehl denn auch ſofort der Biſchof von Fürſtenberg von dem heiligen Dome, dem vielbeſungenen, ehrwürdigen Münſter, der ſo lange hier an der äußerſten Weſtgrenze des deutſchen Reiches ein Hort der Reformation geweſen war, Beſitz ergreift. Diedrich läßt ſich nicht dazu bewegen; nicht ein Beiſpiel zum Abfall, wie man von ihm verlangt, will er der Bürgerſchaft, die er bisher geleitet, geben, nein, ein Beiſpiel von der deutſchen Treue, die für den eigenen Glauben lebt und ſtirbt: er läßt ſich getroſten Herzens abführen nach Paris, wo ſeiner — er weiß es — ew'ge Kerkerhaft, wenn nicht noch Schlimmeres wartet. — So ſchmachvoll daher auch Straßburgs, der alten freien deutſchen Reichsſtadt Fall geweſen, ſo leuchtend iſt doch andrerſeits das Beiſpiel, das ſein letzter Bürgermeiſter für alle Zeiten deutſchen Männern für Stunden der Gefahr gegeben, und erhebend iſt ſein letztes Wort, das er bei ſeinem Scheiden aus der Heimat „gleich dem Vermächtnis eines Sterbenden" ſeinen zurückbleibenden Freunden an's Herz legt:

„Es kommen ſchwere Zeiten über Straßburg
Wie über Deutſchland, doch ſie werden enden;
Mir ſagt's mein Geiſt. Dereinſt erſcheint der Tag,
Wo Deutſchland ſich erhebt vom tiefen Falle.
Wenn erſt das Volk in eig'ner Kraft ſich regt,
Wenn erſt der Bürger ſich mit vollem Herzen
Anſchließt an's Ganze, wenn Gering und Vornehm
Den gleichen Tod für's Vaterland nicht ſcheu'n —
Dann ſchickt uns Gott wohl einen Fürſten auch,
Der dieſe Schmach, die jetzt uns knirſchen macht,
Von uns hinwegnimmt, jenen ſtolzen Adler,
Den heut' wir vor den Lilien ſinken ſah'n,
In neuem Glanz zur Sonne fliegen läßt,
Und wenn ſich Deutſchland jetzt vor Frankreich beugt,

Die Zeit wird kommen, wo ein fränk'ſcher Herrſcher
In ſeinem Schloß am fernen Seineſtrand
Vor Deutſchlands junger Heldenkraft erzittert.
Drum haltet feſt an Deutſcher Sitt' und Sprache,
An Eurer Väter Glauben haltet feſt!
Das and're haben wir nicht retten können,
Dies kann uns niemand rauben. Bleibet Deutſche
In Eures Herzens ſtillem Heiligtum!
Und lehre jeder ſeine Kinder auch,
Und ſeine Kindeskinder, auszuharren,
Auf daß, wenn einſt der Tag der Freiheit kommt,
Auch die verlor'nen Söhne wiederkehren
Mit alter Treu' ins alte Vaterhaus!"

So verläßt er geſtärkt durch die Hoffnung auf eine beſſere Zukunft ſeine Heimat; ſeine Freunde aber rufen ihm tiefbewegt den Scheidegruß nach:

„So ſchließt eines fränk'ſchen Kerkers Grab
Den edelſten von Deinen Söhnen ein —
Nicht retten konnt'ſt Du ihn, ſo räch' ihn Deutſchland!" —

Und

„Er iſt gerächt! Und ich auch bin gerächt
Für all' den blut'gen Schimpf, den ich ſo lange
Von dieſer Welſchen Uebermut erlitt", —

mit ſolchen Worten läßt der Dichter in einem Epiloge die Mutter Germania auftreten und in kurzen, markigen Zügen die Großthaten des deutſchen Volkes von 1870—71 ſchildern, während gleichzeitig auf dem Münſterturme, an deſſen Gemäuer einſt eine deutſche Hand die prophetiſchen Worte geſchrieben:

„Deutſcher Geiſt erbaute Dich,
Deutſche Herzen lieben Dich,
Deutſche Hände holen Dich!" —

die deutſche Fahne erſcheint, die ſie mit den Worten begrüßt:

Ich ſeh' des alten Meiſters Erwin Geiſt,
Der lange trauernd ſich von hier gewandt,
Verſöhnt und lächelnd wieder niederſchau'n
Von jenes Münſters Spitze, die fortan
Des Deutſchen Adlers ſieghaft Zeichen ſchmücke." —

So ſchließt dieſe Tragödie, die auf dem ſchwarzen Hintergrunde geſchwundener Zeiten der deutſchen Treue ein Denkmal errichtet, auf welches eine neue ſchönere Morgenröte deutſcher Größe ihre weihenden Strahlen herniederſendet — eine dramatiſche Gabe, die zu den Beſten gehört, was uns das große Jahr 1870/71 auf dem Gebiete der Kriegslitteratur gebracht hat. —

Doch wir können von dieſer Dichtung nicht Abſchied nehmen, ohne noch mit einem kurzen Worte eines zärtlich liebenden Paares gedacht zu haben, das nach ſeiner Denkungsweiſe ſowohl wie nach ſeinem Schickſal in Schillers Max und Thekla ſein leuchtendes Vorbild gefunden hat.

Es iſt des unglücklichen Obrechts edler Sohn Walther und ſeines Freundes Diedrich züchtiges Töchterlein Gertrud, die ſoeben den Herzensbund geſchloſſen, als des Vaters nicht unverſchuldetes Schickſal auch der Kinder ſonniges Glück umdüſterte und mit rauher Hand „wieder von einander trennte, was Natur", wie Diedrich ſagt, „untrennbar feſt geeint zu haben ſchien." Aber wie ihre treue Mutter mit ihrem Gatten freudig das Loos franzöſiſcher Gefangenſchaft teilt, ſo weicht auch ſie nicht von der Seite ihres Geliebten, als dieſer für die Freiheit derſelben Stadt, die ſoeben ihm durch ein ſchreckliches Blutgericht den Vater entriſſen und ſein Daſein zerſtört hat — „o edle Rache einer großen Seele" — ſein Leben opfern will, ſondern ſie folgt ihm in den Kampf mit den Worten:

„O nimm mich mit auf Deinen Heldengang!
Ich reiche Dir die Kugel in den Lauf.
Der Himmel iſt uns gnädig: er vereint
Noch einmal uns, und wär es auch im Tode."

Und:

„Der Tod iſt milder als das Leben war;
Er eint ſanft, was jenes rauh geſchieden:
Zwei Kugeln fanden ihren Weg zugleich
In ihre beiden eng verbundnen Herzen!" — *)

*) Außer obigem Stücke iſt noch ein zweites Drama im Jahre 1871 erſchienen, das den Raub des Elſaſſes behandelt: „O Straßburg, du wunderſchöne Stadt!" vaterländiſches Stück in 5 Akten von Emil Hildebrandt,

Zu dem ſchmachvollen Falle Straßburgs im 17. Jahrhundert bildet nun eine nicht weniger ergreifende Parallele jener Krieg am Anfang unſrer Tage, den uns die Geſchichte

das aber dem Verfaſſer erſt nachträglich bekannt geworden, ſo daß er es hier nicht mehr in die vorliegende Beſprechung hineinziehen konnte. Der erſte Akt ſpielt noch im Jahre 1678 zu Verſailles, am Hofe Ludwig XIV., wo der Verrat gegen Straßburg geſponnen wird; die vier folgenden ſtellen uns dann die Verhältniſſe in Straßburg ſelbſt dar und den Untergang ſeiner Freiheit im Jahre 1681. — Außerdem iſt derſelbe Stoff in den Kriegsjahren auch im Romane mehrfach verarbeitet worden; ſo von Heribert Rau, der den Raub des Elſaſſes und die Verwüſtung der Pfalz unter Ludwig XIV. in ſeinem „Deutſchlands Kaſſandra" betitelten Werke (Stuttgart 1871) behandelt hat; die „Kaſſandra" iſt hier die Frau des damaligen Bürgermeiſters von Heidelberg, die in Viſionen das traurige Geſchick ihres Vaterlandes vorausſah und den Ihrigen verkündete. Hierzu hat Schmidt-Weißenfels das Gegenſtück die Wiedergewinnung des Elſaſſes in ſeinem „Straßburg, einem hiſtoriſchen Romane aus der Gegenwart" (Berlin 1871) geliefert, wobei er auf treffende Weiſe uns die drei Volkstypen, die in dem alten Reichslande zuſammentreffen, den Deutſchen, den deutſch gebliebenen Elſäſſer und den Franzoſen in dem Rahmen eines Familiengemäldes vorzuführen verſteht.

Ein Franzoſe Beſſon nämlich hat eine reiche elſäſſiſche Patriziertochter in Straßburg geheiratet, die aber im Gegenſatze zu ihm in ihrem innerſten Weſen grunddeutſch geblieben iſt. Von ihren beiden Kindern neigt der Sohn Henry zu den Anſchauungen des Vaters, die Tochter dagegen, ein treues Ebenbild ihrer Mutter, reicht einem deutſchen Kaufmanne Völker ihre Hand, der damit Teilhaber des väterlichen Geſchäftes wird. Der Krieg bringt nun dieſe ſo verſchieden denkenden Familien-Mitglieder, die indes bis dahin nur in friedlichen Diskuſſionen, wenn Schwiegervater und Schwiegerſohn die Vorzüge ihrer Nationalität geprieſen, ihren Gefühlen Luft gemacht, in den tragiſchſten Konflikt mit einander: denn Völker folgt als deutſcher Reſerve-Offizier mit voller Zuſtimmung ſeines treuen Weibes dem Rufe ſeines Vaterlandes und muß ſchließlich die Stadt, die ſeinen häuslichen Heerd umſchließt, mitbelagern helfen. Doch Beſſon hat die Seinen noch bei guter Zeit nach Baſel in Sicherheit gebracht, ihn ſelbſt aber, der nichts weniger als deutſche Siege erwartet hatte, ihn hat ſein feuriger Patriotismus nicht mehr zu Hauſe gelitten: er iſt mit ſeinem Sohne der Führer eines Franktireurs-Korps geworden und leitet ſelbſt den nächtlichen Ueberfall auf eine deutſche Vorpoſtenkette, die ſein eigener Schwiegerſohn befehligt. Doch das Schickſal bewahrt ihn gnädig vor der ſchrecklichen That eines Verwandtenmordes. Zwar ſinkt Völker ſchwerverwundet im Kampfe mit der Uebermacht

ſelbſt mit dem Namen des „unglücklichen“ ſo traurig gekennzeichnet hat. Er war es denn auch an zweiter Stelle, an welchen die dramatiſche Muſe das deutſche Volk teils in älteren Schöpfungen, wie z. B. in Gottſchalls patriotiſchem Trauerſpiele „Ferdinand v. Schill“, das in jenen bewegten Julitagen des Jahres 1870 auf Deutſchlands Bühnen vielfach aufgeführt wurde, gemahnte, dann aber ſtellte ſie auch in Neubildungen an ihm ein warnendes Beiſpiel dafür auf, welches Schickſal im Falle eines neuen Sieges des franzöſiſchen Cäſaren unſer harren würde, jedoch nicht ohne dabei zugleich an die glorreiche Erhebung des deutſchen Volkes zu erinnern, das gerade in dieſer ſchweren Zeit zu dem Bewußtſein ſeiner nationalen Kräfte erſtarkte und in einmütiger That das Joch der napoleoniſchen Knechtſchaft ſo ruhmvoll von ſich abſchüttelte. —

Solche Gedanken ſind es, die der Dichter W. Fricke in ſeinem dreiaktigen Drama „Das eiſerne Kreuz“ in unſrer Seele erweckt, wenngleich das harte Schickſal, das hier dem

zu Boden: doch eine rechtzeitige Erkennung ſetzt den Vater Beſſon in den Stand, den geliebten Mann ſeiner Tochter aus dem Gemetzel zu retten; er ſelbſt aber fällt am folgenden Tage tapfer fechtend gegen die Deutſchen, die zur Rache für den hinterliſtigen Mord ihrer Kameraden ſeine Truppe verfolgt und umzingelt haben. Henry, der an der Seite ſeines Vaters verwundet iſt, verdankt nur der Fürbitte ſeines Schwagers ſein Leben, auf deſſen Wunſch ſie beide darauf nach Baſel gebracht werden, wo ſie im Schoße ihrer Familie unter der zärtlichen Pflege von Mutter und Gattin nach langen bangen Wochen von ihren Wunden geneſen. Und während der Sohn nun, der ſich mit den veränderten Verhältniſſen in ſeiner Vaterſtadt nicht verſöhnen kann, in dem Paris ſeines gefallenen Vaters ſeine Ruhe und ſein Glück aufſucht, da haben Mutter und Tochter gar bald den Zwieſpalt überwunden, der jenen ſeinen Frieden nicht in Straßburgs Mauern finden ließ, ſie kehren zurück mit ihrem deutſchen Krieger zu dem alten lieben Heerde, die Mutter mit dem bezeichnenden Ausſpruche: „Ob franzöſiſch, ob preußiſch oder deutſch — wir Straßburger Kinder ſind im Grunde immer der Ueberzeugung geweſen, ein Nationchen für uns zu ſein,“ die Tochter, deren ganzes Glück nach deutſcher Frauen Art ihr treuer Gatte iſt, mit dem innigen Worte: „Laß uns Menſchen, nichts als Menſchen ſein! So wollen wir in Frieden ziehen!“ Der Tod des Vaters hat keinen Stachel gegen Deutſchland in ihrem Herzen zurückgelaſſen. —

Hauptheldeu des Stückes trotz der glänzenden Thaten, zu denen ihn die Liebe zu seinem Vaterlande in dem großen Freiheitskampfe von 1813 und 1814 begeistert, von religiösem Fanatismus und streuggläubiger Verkehrtheit bereitet wird, uns in der Tiefe unsres Herzens empören muß.

David Nikel nämlich, der Sohn des Mennoniten-Vorstehers Abraham Nikel, hat wider die Satzungen seiner Gemeinde, die den Kriegsdienst mit Ausstoßung aus ihrer Mitte bedrohen, aber „folgend seinem Drange, dem Gebote, das Gott in jedes Brust gelegt" auf den Ruf König Friedrich Wilhelms III. die Waffen für sein bedrängtes Vaterland ergriffen und sich durch Mut und Tapferkeit vor dem Feinde wiederholt so ausgezeichnet, daß er bei Möckern vom alten Blücher selbst zum Offizier befördert und mit dem eisernen Kreuze geschmückt worden ist. Dafür wird er bei seiner Rückkehr in die Heimat von seinem Vater, einem sonst streng rechtlichen und edel denkenden Manne, mit den harten Worten aus dem Elternhause verwiesen:

„Du warst mein Sohn. Der Glaube ist das Höchste:
Wer Waffen trägt, der ist hinausgestoßen."

Trotzdem sich nun auch der König Friedrich Wilhelm III. selbst für den jungen Krieger, der an ihn appellieret, mit der dringenden Bitte bei der Gemeinde verwendet, ihm zu lieb nur diesmal eine Ausnahme zu machen und den Ausgestoßenen wieder in ihre Mitte aufzunehmen — denn zu Zwangsmaßregeln wider sein den Mennoniten gegebenes Königswort mag er sich nicht verstehen, wie sehr ihn auch der alte Blücher, der sich für diesen Fall auf die schöne Bibelstelle:

„Niemand hat größere Liebe, denn die ist,
Daß er sein Leben für die Brüder läßt"

beruft, im Rate zur Gewalt zu drängen sucht — die fanatische Gemeinde hält fest an dem starren Buchstaben von Menno's hier so unnatürlichem Gesetze, und mit ihrem Fluche belastet stirbt

der wackere Freiheitskämpfer in der Fremde an gebrochenem Herzen; seine Mörder aber, die sich mit Stolz doch Christi Jünger nennen, sie trifft und mit ihnen zugleich die Fanatiker aller Zeiten das strafende Wort der Braut des Unglücklichen, die mit ihm Fluch und Verbannung freudig teilt:

„Tragt ihr nicht schärf're Waffen als der David?
Es ist der Fluch der größte Feind der Liebe!"

So düster nun der Hintergrund dieser tieftragischen Handlung ist, so leuchtend heben sich davon die stimmungsvollen Bilder ab, in denen uns der Dichter die Begeisterung und Größe jener Tage schildert und dabei in bezeichnenden Augenblicken all die edlen Heldengestalten hervortreten läßt, die in jener Zeit des Unglücks den treu bewährten Hort unseres Vaterlandes gebildet haben.

So können wir zunächst selbst dem in Glaubenssachen sonst so harten Vater Abraham Nikel unsere Anerkennung nicht versagen, wenn er im Auftrage seiner Gemeinde auf dem Schloßhofe zu Königsberg erscheint, um Friedrich Wilhelm III. für den Schutz, den sie bei ihm gefunden, während in andern Ländern Haß und Raubgier ihre Glaubensgenossen verfolgen, als „ein Geschenk der Dankbarkeit und Liebe" 3000 Goldstücke, die Ersparnisse ihrer Arbeit zu überbringen. Und wie freundlich ist die Aufnahme, die er damit bei dem dankbaren Könige findet! Unwillkürlich entlockt ihm sein würdig-ernstes Wesen den Ausruf:

„Das ist ein König nach dem Herzen Gottes,
So kurz und schlicht, ein echter Mennonit."

Und ebenso freundlich wie ihr Gemahl, läßt sich die herzgewinnende Königin die frische Butter von Abrahams Frau Sarah und ihren trostreichen Zuspruch:

„O sei vergnügt, Du gute Königin,
Es wird sich einmal alles, alles wenden,
Denn Gott im Himmel hat's in seinen Händen"

gefallen und entgegnet tiefgerührt mit frommem Aufblicke nach oben:

„Dir dank' ich, Gott, für diesen Augenblick,
Er ist ein Sonnenstrahl nach dunklen Tagen!
Und Dir auch Dank für Dein Geschenk und Wort,
Nimm dieses hin
(sie hängt ihr Umschlagetuch der Bäuerin um)
und trag's zum Angedenken." —

Da muß denn auch Sarah mit ihrem Manne einstimmen in das Lob des seltenen Fürstenpaares, und hat er den König gepriesen, so fügt sie nun begeistert hinzu:

„Und meine Kön'gin, wie stand sie da!
Im Leide selbst so schön, so stolz und mild!
Wie schaute sie so freudig auf die Butter
Und dankbar auf die Sarah Nikel hin" —

ja es war eben Louise, die unvergeßliche, der Schutzengel unseres Vaterlandes! —

Dieser friedlich-schönen Scene, die historischen Vorgängen thatsächlich entspricht, steht dann das lebendige Kriegsgemälde in dem preußischen Feldlager von Ligny gegenüber. Hier hat sich eine Compagnie freiwilliger Jäger an dem Wachtfeuer um ihren tapfern Führer, unsern David Nikel gesammelt, der seinerseits seinen Kriegskameraden das ehrenvolle Zeugnis ausstellt:

„Was an Euch und allen mir gefallen,
Das ist der Ernst, die treue Pflichterfüllung:
Der König rief, und alle, alle kamen,
Und alle starben, wenn es Gott befahl,
In stiller Pflicht für Vaterland und Fürst."

Während sie nun so beim gemütlichen Glase der glorreichen Schlachttage gedenken und dabei auch der „treuen Toten" nicht vergessen, vor allem des edlen Sängers dieser Worte selbst, da tritt der alte Marschall „Vorwärts" in ihre Mitte, um sie zum morgenden, dem großen Tage von Belle Alliance noch

beſonders anzufeuern; jedoch ihr fröhliches Treiben will er damit nicht unterbrechen, darum ruft er den plötzlich Verſtummenden, die vor ihm ſofort in ſtrammer Haltung die gebührenden Honneurs machen, ſogleich freundlich zu:

„Das Donnerwetter, ſingt nur weiter;“

ja er läßt ſich auch ein Gläschen Kümmel gefallen, das ihm einer der Jäger, ein luſtiger Schneider aus Berlin, anbietet.

In dieſem Schneider haben wir zugleich eine Art von Kutſchke der Freiheitskriege, jedoch nur was die dichteriſche Ader dieſes Volkspoeten anbetrifft; ſonſt iſt der Held von der Nadel kein Freund des Kriegesfeuers, und nur wo er ſich ganz ſicher fühlt, da entwickelt er ſeinen Heldenmut, wie an dem Abend des Schlachttages von Waterloo, wo er auf einen verſprengten, unbewaffneten Franzoſen ſtürzt und mit den Worten unſeres Kutſchke, deſſen beide Stammverſe ja nach mehrfacher Behauptung bis in die Freiheitskriege hinaufreichen:

„Steh', Hund von einem Franzen, willſt Du ſteh'n!
Du krauchſt ja in dem Buſche da herum,
Als wäreſt Du Napolium der Kleine“

zu ſeinem Gefangenen macht. —

Die Jäger aber beſchließen den glorreichen Tag, den uns der Dichter ebenfalls in mehreren Bildern geſchildert, wie auch den vorhergehenden Rückzug nach Vavre, mit dem Siegesgeſange:

„Wir haben geſchlagen die letzte Schlacht,
Für die Freiheit iſt ſie entſchieden.
Es weichet das Dunkel, es fliehet die Nacht,
Und herauf ſteigt das Licht und der Frieden.
Von Bergen zu Bergen flammt's lichterloh'
Das war der Tag von Waterloo.“ —

So wurden beim Beginne des neuen Krieges vielfach, auch in lyriſchen und epiſchen Liedern die Erinnerungen an jene großen Tage des Freiheitskampfes gegen Napoleon I. wachgerufen. Doch auch, was darauf Schweres für das deutſche Volk im Innern ſeines Landes ſelbſt folgen ſollte, es findet

hier schon bei W. Fricke in dem Liede des 3. Jägers (II, 6) seine Andeutung, wo es heißt:

„Wenn einst nach vielen, vielen Jahren
Das deutsche Volk vergang'ne Zeiten schaut,
So denkt es ernst der wunderbaren,
Die neu das Vaterland erbaut." —
„Ein andrer Kampf, ein andres Ringen
Hat zwar des Volkes Sinn erfüllt;
Es gilt den innern Feind bezwingen,
Es gilt der Freiheit goldnem Bild." —

Ja, zwischen den Großthaten von 1813 und 1870 da liegt in der Mitte jene trübe Restaurationsepoche, die den nach Freiheit strebenden Geistern oft ein so tragisches Märtyrertum bereitete, jene unglückliche Zwischenzeit, in der nicht „Lorbeeren und Triumphe", sondern Verfolgungen jeder Art des Kampfes Lohn waren.

Doch die Dichtkunst, die über alle Seiten des so wechselreichen Daseins der Menschen ihre Strahlen verbreitet und mit gerechter Wage jedem ringenden Menschenherzen im Einklange mit dem schönen Wahlspruche unseres Fürstenhauses „suum cuique" das Seine zuerteilt, die Dichtkunst flocht nicht bloß dem glorreichen Andenken jener Kämpfer von 1813 und 1814 einen neuen Kranz dankbarer Erinnerung, sie wand versöhnend einen Lorbeerzweig auch um die wunde Stirne jener stillen Dulder, die — auch ein Saatkorn unserer großen, neuen Zeit — ihre jugendliche Begeisterung für Deutschlands Größe und Einigkeit in schwerer Festungshaft verrauchen lassen mußten! Ist doch auch gerade in ihren Tagen noch jenes mächtige Lied geboren, das sofort im neuen Kriege gegen Frankreichs Ueberfall des deutschen Volkes „Schlacht- und Siegesgesang" geworden ist; seiner Entstehung ist ein dramatisches Gedicht in einem Akt geweiht, das nach ihm den stolzen Namen trägt „Die Wacht am Rhein" von Oskar Elsner. —

Bevor ich jedoch auf dieses Drama näher eingehe, wird es angemessen sein folgende historische Notizen über den Verfasser jenes berühmten Liedes selbst vorauszuschicken.

Im Jahre 1870 gab die seither zum zweiten Male verwitwete Gattin des schon in seinem 30. Lebensjahre am 3. Mai 1849 zu Burgdorf*) in der Schweiz verstorbenen Dichters Max Schneckenburger unter dem Titel „Deutsche Lieder" eine kleine Sammlung von noch ungedruckten Gedichten ihres Mannes heraus — Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta gewidmet —, deren Vorwort also schließt: „Man hat vor etlichen Wochen in deutschen Landen Umfrage gehalten nach dem unbekannten Dichter der „Wacht am Rhein". Man hat seinen Namen erkundet, hat sein leiblich Abbild in Umlauf gesetzt: mögen diese Blätter auch sein Geistes- und Charakterbild einigermaßen abschatten; mögen sie dem deutschen Volke ein liebes Andenken sein an einen seiner wackersten Söhne, welcher 20 Jahre nach seinem Heimgange erst dem Vaterlande bekannt wird, für das sein Herz so warm geschlagen hat, welchem über seinem Hügel nun die Ernte seiner patriotischen Hoffnungen zu vollen Garben reift und an welchem seines edlen Landsmannes Uhland Wort sich erfüllt:

„Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland." —

Sein großes Lied nun entsprang — wie die Witwe weiter schreibt — „im Jahre 1840 dem durch Thiers angeregten Franzosenlärm, gleichzeitig mit Beckers „Sie sollen ihn nicht haben", und durch den vollen männlichen Brustton des Textes wie durch die ansprechende Composition von C. Wilhelm sich empfehlend ist es — wie schon gesagt — das neueste deutsche Nationallied geworden und mit der Geschichte des glorreichen Jahres 1870 ebenso verwachsen wie Arndt's, Th. Körner's, Max v. Schenkendorf's Lieder mit den Befreiungskriegen von 1813 und 1814." —

Diesen historischen Daten entsprechend ist nun in unserm dramatischen Gedichte als Ort der Handlung jenes Burgdorf

*) Daselbst hatte er eine noch bestehende Eisengießerei gegründet.

in der Schweiz gewählt, wo ſich Schneckenburger ſpäter ſeinen häuslichen Herd gründete und in das Jahr 1840 gelegt, als ſich wieder Frankreichs Gelüſte ſo ſtürmiſch nach dem deutſchen Rheine kund thaten.

Hier in dem Hauſe des Ammann von Burgdorf Jacob Werner verſammeln ſich wie allwöchentlich zu einem geſelligen Abende ſeine Freunde, Repräſentanten alter und neuer Zeit. Middendorf, ein ehemaliger Lützowſcher Jäger, Berger, ein früherer Burſchenſchafter und Adolf Spieß mit unſerm Dichter Max Schneckenburger, die jenen beiden alten Kämpfern gegenüber die Rechte der Gegenwart vertreten. Alle vertrieben aus ihrem deutſchen Vaterlande haben ſie hier bei Werner, dem freieſten Bürger der freien Schweiz ein freundlich-ſicheres Aſyl gefunden,

„Wo alles, was das Herz bedrücken mag
In freier Rede ſich ergießen darf.“ —

Und ſo laſſen ſie denn auch heute wieder dem Drange ihrer Gefühle den freieſten Lauf, voran der alte Freiheitskrieger Middendorf, der ihnen vorſchwärmt von der „Heldenzeit“, die er erlebt und hier mit Wehmut jenes jugendlichen Sängerhelden gedenkt, der ein Waffenbruder geweſen, wie's ſo bald auf Erden nicht wieder einen giebt! Wie anders ſei es jetzt! „Der Gottesodem, der zu meiner Zeit die Welt durchfuhr und alles zittern machte, der ſchläft und wacht ſo bald nicht wieder auf . . .

. . . . Daß aber alles Heilige und Hohe,
Das wir mit unſerm Blut beſiegelt wähnten,
Der Gegenwart ſo ganz verloren iſt,
Das läßt mich manchmal meine Narben fühlen!“

Und in dieſe Anklage der Gegenwart, da ſtimmt auch ſein Freund, der alte Burſchenſchafter Berger mit ein: als es das ſchnöde Joch, in das uns der Tyrann von Frankreich gezwungen, zu ſprengen galt, da erhoben ſich alle deutſchen Stämme, wie ein Mann, da ſchwanden die Parteien — jetzt aber hegt und

pflegt ein jeder wieder seine kleinlichen Wünsche „die deutsche Einheit starb und mit ihr stirbt Germania;" denn wie ergeht es denen, die ihr Panier hoch gehalten haben? Indem er auf das schwarz-rot-goldne Band, das er noch immer auf seiner Brust trägt, hinweist, ruft er schmerzlich bewegt aus:

„Seht Ihr die's Band! ich trags zum Angedenken!
Es soll mich stets an meine Thorheit mahnen.
Ich war von denen, die in warmer Brust
Noch ein Gefühl für deutsche Größe trugen
Und die in jugendlichem Ueberschwang
Die Einheit Deutschlands neu zu schaffen hofften.
Und unser Lohn? Man wies uns aus dem Lande,
Dem Vaterlande, dem wir uns geweiht!"

Doch ihnen gegenüber verteidigt der jüngere A. Spieß die Gegenwart mit dem schönen Wort:

„Tausend Keime sprießen.
Die gold'ne Frucht in künftiger Zeit verheißen,
Und jeder Herbst muß einen Frühling haben."

Und darin giebt ihm auch ihr Gastgeber Recht, der zugleich die zuversichtliche Hoffnung ausspricht, daß im Angesichte der drohenden Wolken, die von Westen her sich gegen Deutschland erheben, die Deutschen wieder einig sein werden, wie in früherer Zeit; denn „jetzt schon regt sich's, wenn auch schüchtern nur."

Das ist die Wendung, die das Gespräch der Freunde genommen, als Max Schneckenburger, der noch durch zartere Bande an das Haus Werners gefesselt ist — er ist der Verlobte seiner Tochter Johanna — in ihre Mitte tritt und die letzten Vermutungen seines zukünftigen Schwiegervaters bestätigt. Schon einmal war er heute hier noch vor der Ankunft der anderen Freunde, von seiner Braut sehnsüchtig erwartet, da er zwei volle Tage sich entfernt gehalten — doch nicht aus Kälte gegen sie, wie er sie beruhigt, nein, die Not der Zeit und die Bedrängnis seines Vaterlandes, sie haben sein Herz erfüllt und ihn in diesen Tagen viel beschäftigt; denn — so meint

er — „nicht die Liebe darf allein das Glück des Mannes ſein, wie ſie des Weibes Leben . . .

Was wahrhaft erſt den Mann zum Mann erhebt,
Die Liebe iſt's zu ſeinem Vaterlande.
Wenn ſie ihm fehlt, fehlt ihm die Gottesweihe,
Und ragt er über tauſende empor!
Und ſprich, verdient der Mann des Weibes Liebe,
Der ſich in ihren Armen betten kann,
Indes die Welt in allen Fugen kracht? —
Nein, nein ich bin ein Sohn der Gegenwart,
Und ſeine Mutter lieben ſoll der Sohn!" —

Und daß dieſe ſeine deutſche Mutter in ſo großen Gefahren lebt, das iſt es, was ihm ſchier das Herz abdrücken will, und heute ganz beſonders liegt es auf ſeiner Bruſt, wie ein Alpdruck, wie eine Ahnung düſtrer Tage. So iſt er noch einmal in die Nacht hinausgeeilt; denn

„Bei Gleichgeſtimmten löſt das Weh ſich leichter,
Und gleichgeſtimmt iſt heut' mit mir die Nacht."

Und von einem wunderbaren Gefühl getrieben hat er durch Sturm und Wetter unwillkürlich ſeinen Schritt zurück in ſeine Wohnung gelenkt und hier gefunden, was er längſt vorausgeſehen, die Nachricht von einem Freunde aus Paris —

„Die Kunde, die ſchon morgen durch die Welt
Wie dumpfer Donner rollen wird:
Frankreich begehrt den Rhein, den Deutſchen Rhein."

Dieſe Mitteilung durchzuckt die Freunde wie ein elektriſcher Schlag, aber nicht die Furcht iſt's, die ihre Herzen erfüllt, nein, die Begeiſterung für das Vaterland zu kämpfen, und dies Gefühl der Einmütigkeit giebt ſich in gleicherweiſe bei allen, den Alten wie die Jungen mit ſolcher Macht kund, daß Max unter Hinweis auf die alte Mähre von dem Rütli-Schwure ihre Hände mit dem Ausrufe in einander legt:

„Der Augenblick, der's Vaterland bedroht,
Ein't alle Herzen, wie der Sturm die Flammen.
Und wie der Rhein des Ufers trüben Schlamm,
Spühlt die Begeiſtrung allen Haß hinweg.

So laßt uns feſt und treu zuſammenhalten,
Ja laßt uns einig ſein für alle Zeit."

Bei ſolchen Worten wird's dem alten Lützower zu Mute, als ſei ſein Körner wieder aufgeſtanden; denn ſo wie Max hat jener damals zu ihnen geſprochen, als ſie ſich an des edlen Sängers letztem Kampfesmorgen unter den Klängen ſeines Schwertliedes aufs neue für das Vaterland verbanden, und begeiſtert ruft er aus:

„Wer auch, wie er, ein tüchtig Lied uns ſchrieb,
Das uns an jedem Tag daran gemahnt,
Was wir in dieſem Augenblick empfunden!"

Und ſein Wunſch erfüllt ſich! Dieſe Stunde hat den jungen Dichter mit heiliger Weihe betaut, und bei jenem Rufe erglüht „ein Feuerſtrom in ſeiner Bruſt, und ein Ringen erfüllt ſein Herz, ein gewaltig Wogen gleich einer Welt, die nach Geſtaltung ſtrebt." —

„Wohlan — entgegnet er — ich will dem Drang des Herzens folgen
Laßt mich mit mir und meinem Gott allein!"

Und an dieſen wendet er ſich, nachdem die Freunde ſeiner Aufforderung Folge geleiſtet, mit dem inbrünſtigen Gebete:

„Du Gott des Friedens über'm Sternenlicht,
Verleih' mir Kraft, gieb mir der Rede Glut!
Du weißt es, daß Germania noch nie
Aus eitler Kampfesluſt das Schwert gezogen
Aus Eitelkeit in Eiſen ſich gehüllt!
Doch wenn die Freiheit frevelhaft bedroht,
Da wird das Denkervolk ein Volk von Helden,
Gleichwie in lauer Frühlingsnacht am Baum
Urplötzlich alle Knospen ſich entfalten —
„Durch Hunderttauſend zuckt es ſchnell
Und aller Augen blitzen hell!"

So iſt der rechte Ton gefunden: der Dichter ſetzt ſich nieder, und hervor ſtrömen die Gedanken aus der Tiefe ſeines gottbegeiſterten Herzens in immer ſchöneren Strophen, bis er dann endlich ausrufen kann:

„Und jetzt den Schluß des Liedes und aller Strophen. —
Und ob ein Meer von Feinden dich bedroht,
Unüberſehbar, wie ein Feld voll Aehren
Und kampfverglühend wie im Feuer Erz —
Lieb' Vaterland magſt ruhig ſein!
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!"

Und dieſes Lied, es entlockt nun auch dem alten, mit der Gegenwart vorher ſo unzufriedenen Lützow'ſchen Jäger das Bekenntnis:

„Junger Freund, 's iſt wahr,
So lang's von Eurer Art noch Männer giebt,
Iſt's Unrecht, wenn man unſ're Zeit verklagt."

Und damit fordert er Johanna auf den Lorbeer, mit dem ſie vorher die Büſte des alten Freiheitsſängers Arndt geſchmückt, dem jungen Freiheitsdichter auf die Stirn zu drücken, deſſen Seherauge ſich nunmehr auch die Zukunft Deutſchlands noch enthüllt:

„O welch' ein herrlich Bild: es naht die Zeit,
Wo Deutſchland groß, gewaltig vor den Völkern
Durch ſeiner Kinder treue Bruderliebe,
Wie eine Göttin thronen wird! Und dann
Wenn längſt mein Staub in allen Winden treibt,
Und kaum der Name noch an mich gemahnt,
Dann wird mein Lied von allen Lippen tönen,
Mein Lied vom Vaterland: „Die Wacht am Rhein!" *)

*) Im Anſchluß an Schneckenburgers Lied brachte uns im Jahre 1870 Ludwig Bauer ein treffliches Gedicht „Die Wacht am Rhein", das den Gegenſatz zwiſchen dem Einſt, wo das Lied nur bei Sängerfeſten geſungen wurde, ohne die Franzoſen „viel zu genieren" und dem Jetzt, wo es mit komplettem Orcheſter unter ſeinem großen Dirigenten, dem alten „Moltke", auf Frankreichs Boden ſelbſt exekutiert wird:

„Ja, unſer Lied „die Wacht am Rhein,"
Es iſt zur That geworden.
Nun heißt man es: „die Schlacht am Rhein,"
Es brauſt in Sturmakkorden!" —

Vergl. Fr. Lipperheide, Lieder zu Schutz und Trutz II, No. 3.

So erſchuf ſich damals ſchon der Genius der deutſchen Freiheit ſeinen Freiheitsſänger, und wenn ſein Lied einſtweilen auch wieder verhallte, es wurde doch — wie er es gehofft und erſehnt, der Donnerruf, der Deutſchland erweckte und blieb die heilige Loſung, mit der es den neuen Krieg begonnen und vollendet hat, zugleich aber bildet es das ſchöne verſöhnende Band, das die ruhmgekrönten Krieger von 1870 mit den ſtill duldenden Kämpfern jener unſeligen Zwiſchenzeit verbindet.

Aber die neue Kriegspoeſie knüpfte auch noch in anderer Weiſe an die litterariſchen Erzeugniſſe jener Tage an! Was der alte Arndt „im Herbſtmond 1841, als Thiers die Welſchen aufgerührt hatte," ähnlich wie M. Schneckenburger geſungen — in dem Liede „In Frankreich hinein" Nr. 1:

„Und brauſet der Sturmwind des Krieges heran,
Und wollen die Welſchen ihn haben,
So ſammle mein Deutſchland Dich, ſtark wie ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben,
Und bringe das Schrecken und bringe das Grauen
Von all' Deinen Bergen, aus all' Deinen Gauen,
Und klinge die Loſung: zum Rhein, übern Rhein
All Deutſchland in Frankreich hinein"—

dieſes Wort, es war nicht bloß das Feldgeſchrei der Krieger, nein es leuchtete auch in dem großen Wettſtreite voran, der alſobald auf die Kunde von den Emſer Vorgängen in Deutſchlands Dichterwelt ſich erhob, und auch die dramatiſche Muſe ſchrieb es auf ihre Fahne, deren Bannerträger ein alter würdiger Sänger-Kämpe wurde — ein Mann von echtem deutſchem Schrot und Korn, Roderich Benedix, der nebſt andern, ſpäter zu beſprechenden Stücken als erſte poetiſche Gabe im Jahre 1870 ſein patriotiſches, fünfaktiges Drama „All-Deutſchland hinein" auf dem Altare des Vaterlandes niederlegte.

Es iſt ein warmer Hauch edler Begeiſterung, von dem die ganze Dichtung durchzogen wird! Denn alle Töne werden angeſchlagen, die damals in der Seele des deutſchen Volkes ſo mächtig erklangen: hier grollt die tiefe Stimme des Unwillens

über den so freventlich heraufbeschworenen Krieg, dort jauchzt der klare reine Herzensruf der Liebe, die für König und Vaterland so gerne Blut und Leben opfert! „In unserer greisen Majestät ist das ganze Volk beleidigt, und darum muß der Säbel heraus", ruft gekränkt in seinem deutschen Nationalbewußtsein der schlichte Gärtner und Reservist Schweikert — „Und wenn wir auch nicht müßten, wir gingen doch", hallt es wieder von den Lippen der übrigen deutschen Männer und Jünglinge, des jungen Professors Rebstein und seiner Schüler, der Forststudenten Wittstock aus Westphalen und Gaildorf aus Thüringen, und vor allen stimmt mit ihnen ein der Soldat von Beruf, der Ulanen-Offizier Engelbert Oldendorf. Und wenn auch unter Thränen, so doch mit dem Hochgefühl freudigen Stolzes lassen Mutter und Schwester, Gattin und Braut das Teuerste, was ihr Herz besitzt, ihre lieben Angehörigen hinausziehn in den heiligen Kampf. „Ja die Thränen unserer Lieben" — sagt Engelbert beim Abschiede aus dem Vaterhause — „sind die erste Saat, unser Blut ist die zweite, die im Kriege ausgesäet wird, und daraus muß eine kostbare Ernte ersprießen, die Freiheit, das Wohl, die Ehre des Vaterlandes." —

„Gott lasse seine Sonne leuchten über diese Saat, daß sie aufgehe, wachse und gedeihe," fügt der greise Vater Oldendorf hinzu, der Director der Forstakademie, ein Kämpfer von 13 und 14, den seine alten Wunden zu seinem großen Schmerze daran verhindern, nachzuziehen seinem greisen Könige in den Kampf, mit dem zusammen er doch jenen ersten heiligen Krieg gegen Frankreichs Usurpator durchgekämpft! „Und wenn hier Thränen und Blut ausgesäet werden, so thut das die Liebe, der Erbfeind hat aber eine andere Saat ausgestreut, das ist der Haß. Unsere Zeit begriff ihn nicht mehr, aber ich bin in diesem Hasse aufgewachsen, unsere Jugend ist mit diesem Hasse getränkt." Und dabei erinnert er mit Ingrimm an die Schmach, die Deutschland unter Frankreichs Joch Jahrhunderte lang getragen. „Freilich schon einmal nahmen wir Rache, wir warfen Bonaparte zu Boden. Aber die Früchte unserer Siege?

Sie wurden uns aus den Händen gewunden: Diplomaten engherzig, verblendet, böswillig sogar streuten nur neue Saat des Unheils aus. Man ließ Frankreich mächtig und machte Deutschland schwach. Darum mußte dieser neue Krieg kommen, seine Keime wurden auf dem Wiener Congreß gelegt. Aber jetzt sollen sie unterliegen, schmählich unterliegen! Nur die Lüge herrscht in Frankreich, aber die Lüge hat keine Kraft gegen Recht und Wahrheit. Das Recht aber haben wir auf unsere Fahnen geschrieben. So ziehet hin — schließt er nun diesen Ausbruch seines heiligen Zornes — traget diese Fahnen in des Feindes Land und pflanzt sie fest in fränkischen Boden. Ich segne Euch mit dem Haß, den ich mein Leben lang genährt, ich segne Euch mit der Liebe für das heilige Vaterland."

Fügen wir nun noch hinzu, daß diese ergreifende Scene auch in dem Herzen des Gymnasiasten Bernhard, des Repräsentanten hier der heranwachsenden Jugend den Entschluß zur Reife bringt, den Schulstaub von seinen Füßen zu schütteln und heimlich auch auf das Schlachtfeld hinauszueilen — „er könne ja auf Kundschaft vorschleichen, er könne Verwundete pflegen, er könne Nachrichten bringen, da er zum Krieger noch nicht das Maß besitze," erklärt er später den Soldaten, die er um Mitnahme bittet, — so haben wir hier in dem Hause des alten Forstdirectors ein Bild von der allumfassenden deutschen Treue, wie es die Wirklichkeit so oft gezeigt, — ein Bild, in dem sich die Gefühle aller Stände und jeden Alters, die Begeisterung der alten wie der neuen Freiheitskämpfer in der großen Liebe zum Vaterlande begegnen. — Unter den kampfesfreudigen Klängen, die einst Körner vor der Schlacht gesungen:

„Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Kampfesfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst Du so? — Hurrah" —

ziehen die oben Geweih'ten von dannen, um den häuslichen Heerd gegen die fremde, freche Gewalt zu schützen.

Und damit führt uns der Dichter aus dem engeren Kreiſe der deutſchen Familie hinaus auf den Schauplatz des Krieges in die Mitte der großen Familie des deutſchen Heeres und zeichnet uns in ergreifenden Zügen auf dem Marſche, im Kampfe und im Lager die Einmütigkeit der Geſinnung aller Söhne der ſtolzen Mutter Germania, die, vor kurzem noch mit mißtrauiſchen Blicken einander betrachtend, jetzt nur den einen Ehrgeiz und den einen Wettſtreit kennen, es in Treue und Opferfreudigkeit für Kaiſer und Reich einander zuvor zu thun.

So ſehen wir zunächſt auf dem Marſche in einem Wirtshauſe in der Pfalz, der einſt ſo ſchmachvoll von den Franzoſen behandelten, ſich die Verbrüderung der Truppen in oft naiv rührender Weiſe vollziehen. Da erſcheint ein gewuchtiger pommerſcher Dragoner, Horn mit Namen, der beſonders der Ehrfurcht des ſchlichten Soldaten vor der imponierenden Heeresleitung in ſeinem ſtereotypen, alle Fragen nach Aufſtellung der Truppen, Marſchordnung oder Schlachtplan kurz abſchneidenden Ausſpruche: „Das weiß nur einer — das iſt der Befehl, will ſagen der Generalſtab, und der iſt ſo ſchweigſam, daß er's niemandem ſagt — er ſchwebt um uns, über uns, wie ein unſichtbarer Geiſt" — Ausdruck giebt. Sein Gegenſtück iſt der geſprächige, zärtliche Jäger Böblinger, ein Winzer aus Württemberg, deſſen Herz ſofort in Liebe für Traudchen, die Tochter ihres Pfälzer Wirtes erglüht, die für ſeine Werbungen nicht unempfindlich bleibt, ja ſchließlich von der fröhlichen Luſt der durchmarſchierenden Soldaten miterfaßt ihren Vater zu beſtimmen weiß als Marketender mit ihr zuſammen dem deutſchen Heere in des Feindes Land nachzuziehn. Da iſt ferner der baieriſche Chevauxleger Wimborn, ein Schmied, der ſoeben ſeines Vaters Schmiede hatte übernehmen und ſeine Evi heiraten wollen, als die Franzoſen die Deutſchen aus ihrem Frieden herausriſſen — „nun ſie ſollens fühlen wie ein Schmied zuſchlagen kann!" In ſeiner Heimat haben zwar manche gemeint, die Baiern ſollten nicht mitgehn, ſollten's eher mit den Franzoſen halten — ein Gedanke, der vielfach in unſern Tramen wieder-

kehrt, er aber hat's nicht begriffen, ſein Großvater, der noch die Kriege unter dem alten Bonaparte mitgemacht, der habe ihm erzählt, wie die deutſchen Rheinbundstruppen immer zuerſt in's Feuer geſchickt worden, wie ſie das Schwerſte haben thun müſſen und doch nachher die Franzoſen dafür die Kreuze bekommen haben, wogegen die Deutſchen, die Napoleon immer nur cochons genannt habe, über die Achſel angeſehen worden ſeien. „Da habe ich" — ſchließt er ſeine Eröffnungen „meinem Großvater als Junge verſprochen, wenns einmal gegen die Franzoſen losginge, wollte ich die alte Rechnung mit bezahlen. Sollen mir alle Heiligen beiſtehn, dieſe franzöſiſchen Windhunde ſollen lernen was baieriſche Hiebe ſind." Und in dieſer Geſinnung weiſt er nun auch verächtlich die Bemühungen ſeines pommerſchen Kriegskameraden um die franzöſiſche Sprache zurück, der immer ein vocabulaire in der Hand jeden Augenblick benutzt, um ſich in den Beſitz der notwendigſten Phraſen zu ſetzen; er meint mit dem Württemberger, es wird den Franzoſen nötiger ſein, Deutſch zu lernen; ſie ſelbſt werden mit Säbeln und Büchſen zu ihnen reden. Zu der derben Proſa unſer's der Schmiedekunſt befliſſenen Baiern tritt nun der poetiſche Anhauch des Füſilier's Steinheim in einen hübſchen Gegenſatz, deſſen bürgerliches Metier ihn freilich ſchon mit den idealen Mächten des Lebens in Verbindung bringt; er iſt nämlich ein Buchbinder aus Brandenburg, daher denn ſeine äſthetiſche Lebensanſchauung, die ſich in der Behauptung kund thut: „Mit den Zündnadeln allein kriegen wir's nicht fertig, wir müſſen Lieder haben, die uns das Herz erquicken, Lieder machen gute Kameradſchaft; wenn man zuſammen ſingt, ſchießt man auch zuſammen." Und von dieſen Gefühlen beſeelt, beſteigt auch er mitunter den Pegaſus und fördert Lieder zu Tage, die ſelbſt eines Kutſchke nicht unwürdig wären, wie ſein erſter Geſang:

„Was iſt das für ein Kriegsgeſchrei!
Sie kommen alle rings herbei.
Wir ziehn nun gegen die Franzoſen,

Die wetterwend'ſchen roten Hoſen.
Jetzt Jungens auf und ſeid nicht faul
Und ſchlagt ſie tüchtig auf das Maul"

oder ſpäter:

„Ich bin der Herr Napoleon,
Valleri juchhei;
Durch Schwindel kam ich auf den Thron.
Ei für den Herrn Napoleon,
Da giebts bei uns nur Spott und Hohn! u. ſ. w.

Zwei Einjährig-Freiwillige endlich, die die höheren Geſellſchaftskreiſe unter den Soldaten hier repräſentieren, der Artilleriſt Breitenbach aus Holſtein, ein Rechtsbefliſſener und ein ſchleſiſcher Gutsbeſitzer, der Küraſſier Nagold — die liegen noch über die Rechtsfrage dieſes Krieges im Streite. Nagold meint zwar mit ſeinem geſunden Menſchenverſtande: „Die Franzoſen greifen uns an, wir verteidigen uns, da iſt die Rechtsfrage doch klar. Aber ihr Juriſten unterſucht immer, nach wie viel Seiten eine Sache gedreht werden kann!" Noch aber läßt ſich Breitenbach nicht überzeugen: „Ich kann mich nicht damit einverſtanden erklären" — entgegnet er — „daß ſo viel Haß in den Kampf getragen wird. Ich will ritterlichen Sinn in dem Kampfe, wie wir ihn auf der Menſur hatten. Jetzt wird bei uns über die Franzoſen geſchimpft, man ſagt ihnen alles mögliche Schlechte nach, man predigt förmlichen Nationalhaß, und das iſt unrecht; die Franzoſen ſind ein edles Volk, ſie haben in Kunſt und Wiſſenſchaft vieles geleiſtet, das ſollte man nicht vergeſſen". Doch er ſollte dieſen franzöſiſchen Edelmut kennen lernen, wie ſein Freund ihm hier voraus geſagt, und es gründlich empfinden, wie recht dieſer mit ſeiner Behauptung gehabt, daß die mit ekelhafter Wiederkehr immer geprieſene Civiliſation nur ein aufgetragener Lack ſei; wird der abgekratzt, kommt eine ungemeine Rohheit zum Vorſchein; ja ſeine Heilung iſt um ſo gründlicher, als es das heiligſte der Gefühle iſt, die treue Liebe, die er frivolem Spotte ſelbſt in dem Herzen des Weibes in Frankreich preisgegeben ſieht.

Dieſen mehr vorbereitenden Scenen auf dem Marſche durch die Pfalz folgt nun ein buntes, lebendiges Kriegsbild auf der Lagerwacht in einem elſäſſiſchen Dorfe. Hier treffen die treuen Kameraden aus den Marſchquartieren wieder zuſammen, nachdem ſie bei Weißenburg und Wörth den Bruderbund mit ihrem Blute beſiegelt haben und gedenken mit ſtolzer Freude und gegenſeitiger Anerkennung ihrer Heldenthaten, ſind aber auch beſcheiden genug die Palme wieder „dem Befehle" zu reichen; ja der Baier ruft ſogar in ſeinem Eifer: „Weißenburg und Wörth, ein guter Anfang! Aber gute Führung war es, es griff alles ſo hübſch in einander. Hätten wir 66 ſo gute Führung gehabt, würdet ihr verfluchtigen Preußen auch eure Prügel bekommen haben" — indes er ſetzt ſogleich die auffahrenden preußiſchen Kameraden begütigend hinzu „Preußen ſeid's noch, aber verfluchtig nicht mehr. Seid jetzt Brüderle." Und hier finden wir denn auch unſere Helden aus dem Hauſe des Forſtdirectors wieder, ſelbſt unſern jüngſten Patrioten, den Gymnaſiaſten Bernhard, der bei Weißenburg und Wörth wahr gemacht, was er oben verſprochen; „er hat Verwundete bei Seite geſchleppt, ihnen ein bequemes Lager bereitet, ihnen Waſſer zugetragen, mitten im dichten Kugelregen," ſo lautet das ehrenvolle Zeugnis, das ihm die älteren Krieger ausſtellen; und jetzt hat er wieder als „wahrer Columbus" in dem Keller eines verlaſſenen Hauſes ein großes Faß Wein aufgeſpürt zur großen Freude der ewig durſtigen Soldatenkehlen! Ihr Jubel erreicht aber ſeinen Höhenpunkt, als plötzlich der Huſar Schweickert, unſer geſinnungstüchtiger Gärtner aus dem erſten Acte, an der Spitze eines Trupps echter Pariſerinnen — zu deren Darſtellung ſeine luſtigen Kameraden in dem eroberten franzöſiſchen Lager die prächtigſten Koſtüme gefunden haben — erſcheint und unter ihnen einen kleinen Ball entriert, der indes alsbald durch einen Generalmarſch abgebrochen wird. —

Nachdem uns der Dichter ſo in dem zweiten und dritten Acte in das bewegte Kriegesleben mit ſeinem bunten Wechſel eingeführt, entrollt er uns nun in dem vierten Aufzuge ein

rührend ergreifendes Bild von der aufopfernden Liebesthätigkeit der deutſchen Frauen im Vereine mit den deutſchen Aerzten. Es iſt die triſteſte Zeit in dem Kampfesjahre 70, die endloſen Regentage vor Metz, wo die Gattin des alten Forſtdirectors, Frau Brunhilde Oldendorf mit ihrem Dienſtmädchen Rike und Traudchen, unſerer lieblichen Winzerin aus der Pfalz, in einer Scheune den Schauplatz ihres herzerquickenden Wirkens aufgeſchlagen hat. Mit einem Transporte von Liebesgaben iſt ſie auf das blutige Schlachtfeld geeilt, um Not und Elend zu lindern und Geſunden nicht weniger wie Kranken Troſt und Labung zu ſpenden. Denn ſo erklärt ſie in ihrem ſchönen Pflichtbewußtſein: „Wenn unſere Männer ihr Leben für uns in die Schanze ſchlagen, ſo müſſen wir für ſie ſorgen, wie wir können, das iſt unſere Schuldigkeit.“ Und neben und mit ihr wirkt in aufopfernder Thätigkeit der edle Dr. Schwarz, der dabei für ſich jede Stärkung, die auch ihm die ſorgſamen Frauenhände reichen wollen, mit den ſelbſtloſen Worten zurückweiſt: „Meine Kranken brauchen Stärkung, frage nicht nach mir!“ Er iſt auch der einzige, der bei dem erbarmungsloſen Regen, „der ſie doch alle — wie einer treffend bemerkt — für das Aquarium reif macht“, ſich ſeinen ruhigen Gleichmut bewahrt, wenn die übrigen ihren kläglichen Gefühlen oft in komiſcher Verzweiflung Luft machen, wie jener Reiter, Heimbug mit Namen, deſſen „Geiſt vom Helikon, deſſen irdiſches Teil aus dem ſchönen Lande Sachſen ſtammt,“ mit Shakeſpeare ruft: „Blaſt ihr Winde, brüllt ihr Donner, zuckt ihr Blitze. Wenn ich Lear wäre, würde ich den Verſtand verlieren. Da ich aber nicht Lear bin, will ich den verſtoßenen König von England nicht nachahmen, ſondern meinen Verſtand zuſammen behalten und ein Glas Wein trinken.“ Und dies war denn auch ein ganz probates Mittel in dieſer naßkalten Lage, aber leider war es oft nur ein ſchöner Gedanke, dem die Realität zu Zeiten ſehr ſtark mangelte; indes es gab noch ein probateres Mittel, das immer da war und immer half — das war der Humor, wie wir ihn ſpäter des genaueren kennen lernen werden.

Nächſt dieſen Stätten der hilfreichen Liebe da war die Feldpoſt mit ihrer raſtloſen Arbeit das Inſtitut, auf das ſich die ſehnſüchtigen Blicke aller Krieger richteten; und ſo ſchlägt denn auch hier vor unſeren Augen der Feldpoſtbeamte Anders unter dem ſtürmiſchen Zudrange der Soldaten in einer trockenen Ecke auf einer Kiſte — wie es ſcherzhaft heißt — ſein Oberpoſtamt auf, und raſch ſind die Zeichen der Liebe aus der Heimat an die jubelnden Empfänger verteilt. Aber wie manchen findet der Gruß der teuern Gattin nicht mehr! Wie manches treue Vaterherz kann ſich nicht mehr erfreuen an dem, was liebe Kinderhände dem Hüter ihres Lebens geſchrieben haben! Dort in einſamem Waldthale, das der helle Mond ſo lieblich beſcheint, da ertönen die traurig-ernſten Klänge des „Jeſus meine Zuverſicht", und den gefallenen Offizier betten treue Kameraden in dem kühlen Grabe! Gott tröſte die Witwe und ihre Waiſen daheim!! —

Doch oft auch wandelt ſich der Schmerz wieder in Freude! Hier eilt geängſtigten Herzens Adelgunde, die Frau unſeres jungen Ulanen-Offiziers Engelbert Oldendorf auf eine Feldwache zu; ihr kam ein Gerücht zu Ohren: ihr Mann ſei gefallen oder doch ſchwer verwundet worden; von Tage zu Tage hat ſie auf Nachricht gehofft, aber vergebens. „Da litt es mich nicht länger zu Hauſe, meine Schwiegermutter war ſchon nach dem Kriegsſchauplatze geeilt, ich folgte ihr und ſo ſuche ich meinen Mann. Iſt er tot, kann ich vielleicht ſein Grab ſchmücken, iſt er verwundet, kann ich ihn pflegen. — Ueber eine Frau, die ihren Mann ſucht, wacht ja ein beſonderer Schutzgeiſt." Und dieſe ihre Zuverſicht bewährt ſich denn auch ſogleich an ihr ſelbſt: denn der, an den ſie ihren haſtig-ängſtlichen Bericht erſtattet und der hier die Feldwache kommandiert, iſt ihr zukünftiger Schwager, der Forſtprofeſſor Nebſtein aus dem erſten Acte, der ſie mit der frohen Kunde empfängt, daß ihr Gatte lebt und ihr unſern bewährten jungen Kolumbus wieder als Pfadfinder durch die langen Kriegerreihen im feindlichen Lande zu dem Geſuchten mitgiebt, eine Aufgabe, der ſich

dieſer, ob ſolchen Vertrauens mit beſonderem Stolze erfüllt, von neuem in glänzender Weiſe entledigt. Doch trotz dieſer rührenden Scene können wir uns nicht des Lächeln's enthalten, wenn wir unſere Augen an den Hütten und Hüttchen von Stroh und Moos, bisweilen von Holz, umherſchweifen laſſen, die im ſcharfen Kontraſte zu ihrem kleinlichen Ausſehen die ſtolzen, einladenden Namen „Hôtel de Rome", „Brandenburger Hof" oder auch ihrer prekären Lage in draſtiſcher Weiſe entſprechend die bezeichnendere Aufſchrift „Zur krepierten Granate" tragen. Heute hat der rauhe Kriegesbeſen, der eben ſo wenig den Palaſt wie das ärmliche Bauernhaus verſchont, ſchon einige elegante Lehnſtühle hergefegt, ſo daß alſo jene hochtrabenden Schilde nicht ganz ohne Berechtigung ſind; indeß der Wachtpoſten, der jetzt hier eingezogen, er hat von ſeinen Vorgängern eben nichts anderes übernommen als einige Granatſtücke und den charakteriſtiſchen Zettel: „Bemerkung für unſere Nachfolger. Es kommen zuweilen Schlachtenbummler, welche die Feldwache beſuchen. Sie nehmen gerne ſolche Granatſtücke als Andenken mit, und bezahlen ſie, wenn es auch nur mit Cigarren iſt. An der großen Buche liegen noch mehr krepierte Granaten, dahin ſchießen die Franzoſen gerne. Sollte doch Mangel ſein, ſo liegt in dem Zelte eine alte Ofenplatte, von der ſich leicht Stücke abſchlagen laſſen. Damit kann man die Schlachtenbummler auch anſchmieren!" — Und wenn nun auch nicht gerade ein Schlachtenbummler, wie er uns ſchon zuvor in dem elſäſſiſchen Feldlager in der komiſchen Figur des Rentier Heßling aus Reuß-Schleiz vorgeſtellt wird, der ſich den Krieg in der Nähe beſehen will, da er aus der Zeitung nicht immer klug geworden und der denn auch bei den Kriegern ſeine draſtiſche Belehrung erhält — ſo erſcheint doch hier eine andere originelle Species des Schlachtfeldes, der Engländer Smith, ein Zeitungs-Reporter; ihn freilich treibt nicht Neugierde und Abenteuerluſt; er will ſich durch den Augenſchein von der Wahrheit der Geſchehniſſe überzeugen, um ſie lauter und rein ſeinen Landsleuten berichten zu können. Er kommt aus dem

Feldlager, das der franzöſiſche Marſchall vor der letzten Schlacht inne gehabt. „Prächtig eingerichtet“ — erzählt er — „aller Comfort mit dem äußerſten Luxus. Habe den Kopf geſchüttelt. Dachte mir einen Krieger in einfachem Zelte, nicht eingerichtet wie ein orientaliſcher Satrap!“ Wie anders lautet dagegen die Beſchreibung, die ihm Profeſſor Rebſtein, der Feldwebel, von dem Hauptquartier des deutſchen Königs und ſeines ernſten Marſchalls macht! „Nach langem Marſche bei ſchlechtem Wetter“ — ſo hat er es geſehen — „erreichte das Hauptquartier ein kleines Städtchen und wurde mühſam in der Knabenſchule untergebracht. Im Schlafſaale wurden die Bureaus eingerichtet. Von Kiſten, Fäſſern, Brettern, Backtrögen wurden Tiſche gemacht. Lichter, auf Flaſchen geſteckt, erleuchteten den Raum. Da kommen und gehen Feldjäger, Geheimräte, Offiziere, Stabswache, da werden Depeſchen geſchrieben, Telegramme, Zeitungsberichte. Da wird kopiert, chiffriert, dechiffriert. Geſchlafen wird auf den Strohſäcken der A. B. C.-Klaſſe. Zum Waſchen dient für alle ein Waſchbecken, das ein Loch hat, welches mit Siegellack zugeſtopft wird. Kaffee getrunken wird auf einem Tiſche von Sägeböcken. Und in alle dem Getreibe und Gewirre iſt der Mittelpunkt der eine große Mann, und es herrſcht doch Ordnung, nichts wird verſäumt, nichts wird vergeſſen“ — eine ergreifende Schilderung, die dem darob entzückten Engländer den lauten Ruf entlockt: „Das iſt herrlich, das iſt köſtlich! O wenn das Hogarth geſehen hätte! Das ſind echte Führer, echte Krieger, ſie teilen die Unbequemlichkeit mit dem ärmſten Soldaten. Darin liegt auch der Grund ihrer Siege.“ Und von einem ſolchen und zwar dem größten Siege bekommt er hier wieder zu hören; es trifft die Nachricht von der Schlacht bei Sedan bei den Vorpoſten ein.

Nach dieſem ſo mannigfaltigen Belagerungsbilde von Metz mit ſeinen Leiden und Freuden, da macht nun Paris in dem V. Akte den Schluß. Hier vor der Hauptſtadt des Feindes treffen alle unſere Freunde, die vorher der Krieg in verſchiedene Lager getrennt hatte, in der großen Einſchließungs-Armee

wieder zuſammen, nicht ohne die ſchönſten Ehrenmale, die Wunden für das Vaterland zu tragen, auch mit Kreuzen die tapfere Bruſt geziert und zu höhern Chargen befördert. Hier finden auch die Frauen, die ſie ſo ſehnſüchtig geſucht, ihre Männer und Geliebten wieder, und auch der greiſe Vater Oldendorf hat es ſich nicht nehmen laſſen, zu ſeinen Söhnen zu eilen, um noch einmal in ihren Reihen, wie vor 55 Jahren, in Paris einzuziehen — eine Freude, die ihm noch dadurch erhöht wird, daß der König, dem er in ſeiner Uniform von 1813 beim Spaziergange aufgefallen, auch ihm das eiſerne Kreuz — ſein ganzes Verlangen, das ihm im Freiheitskriege nicht erfüllt war — verleiht; denn, ſo meint er in ſeinem huldvollen Sinne, das Kreuz habe gewiß ein Krieger verdient, der nunmehr zum dritten Male in Paris einziehe!

Die muntern Soldaten aber geben zum Schluſſe noch eine ſatiriſche Komödie zum beſten, die ſie das Urteil Salomonis benennen. Hier wird die Pariſer Preſſe, der unaufhörlichen Hetzerei zum Kriege gegen die Deutſchen beſchuldigt, vor einen ſtrengen Richterſtuhl geladen; voran Victor Hugo, „der größte Dichter aller Völker und Zeiten, das ſtrahlende Licht des Weltalls“, wie er ſich in bekannter Beſcheidenheit auch hier einführt; dann die Redacteure des Figaro und Gaulois, die ſich in ähnlichen Tiraden ergehen, worauf nach den Plaidoyers des Anklägers, als welcher jetzt ihr obiger Verteidiger der Juriſt Breitenbach fungiert, und ihres beſtellten Verteidigers Wittſtock, der auf Unzurechnungsfähigkeit plaidiert, der Gerichtshof ſich dahin ſchlüſſig macht, den erſten Angeklagten in eine Klein-Kinder-Bewahranſtalt und den zweiten in ein Peſtalozziſtift, eine Beſſerungs-Anſtalt für verwahrloſte Jungen, zu bringen, der Redacteur des Gaulois aber — der die Löwen und Tiger aus dem Tiergarten von Paris auf die Deutſchen hat hetzen wollen — er ſoll in dem Affenhauſe des zoologiſchen Gartens zu Berlin eingeſperrt werden!“ —

So hat uns denn der Dichter in ſeinem „Alldeutſchland hinein“ durch alle Phaſen des großen Krieges geführt, von

der begeisterten Rüstung des ganzen großen Vaterlandes bis zu dem glücklichen Einzuge seines neu erstandenen Kaisers in des Feindes Hauptstadt („sein heiliges Paris") an der Spitze des nunmehr geeinigten Volkes, und staunend sehen wir vor unsern Augen sich ein Gemälde entrollen, das auf dem Goldgrunde der deutschen Treue die hellsten Strahlen der deutschen Mannheit und Mannhaftigkeit zeigt, über welche verklärend die Liebe und Aufopferung des deutschen Weibes ihren milden Glanz und Schimmer ausbreitet — ein Zeitbild, dessen tiefergreifende Wirkung noch in höherem Maße verstärkt wird durch die Schlagschatten französischer Lüge und Rohheit! — Ja, wir müssen mit dem alten Oldendorf ausrufen — und dies sei die Unterschrift des Gemäldes —: „Wir, die wir leben, begreifen diese gewaltige Zeit noch gar nicht, erst unsere Nachkommen werden sie begreifen, wenn die Geschichte ein Gesammtbild dieser Thaten zusammenstellt." — Ja, es war eine gewaltige Zeit, die wie ein Sturmwind durch die deutschen Gauen sauste und wegfegte alle die Vorurteile, die bis dahin die deutschen Stämme getrennt und die finstern Mächte, die jene in dem Herzen des deutschen Volkes, Unfrieden säend, geflissentlich genährt, mit einem Schlage zu Boden schmetterte! Wir haben oben schon aus dem Munde jenes baierischen Schmiedes und treuen Vaterlandskämpfers vernommen, wie manche Stimme des Verrates sich im Süden von Germaniens freien Landen für Frankreich erhob, und die Volkspoesie des Jahres 1870 hat uns unter den Kriegsliedern viele sogenannte „Schnadahüpfln eines baierischen Soldaten im Felde" gebracht, die seine Aussagen bestätigen; ich erinnere nur an jenes treuherzige Bekenntnis *)

„Und der Pfarrer hot gsagt,
De's müßt's lutherisch wer'n,
Der hat uns aufbund'n
An tüchtinga Bär'n.

*) Vergl. I, „Das historische Volkslied von 1870—71" p. 22.

„Ob lutheriſch, katholiſch,
Wer fragt da der nach?
Der Feind kriegt katholiſch
Und luthriſch ſei Sach!“ —

Doch wie tief dies Mißtrauen zwiſchen Süd und Nord ſchon in der Seele des Volkes geſeſſen, wie es nur der Kontakt der deutſchen Stämme in dem großen heiligen Kampfe für das bedrohte Vaterland ertöten konnte, das zeigt uns in mächtig ergreifender Weiſe das Drama „Gewonnene Herzen,“ ein Volksſtück mit Geſang in drei Akten von Hugo Müller.

Der erſte Akt ſpielt noch im Jahre 1869 im baieriſchen Oberlande in dem Hauſe des Schmied-Hanſel, der ein echter Altbaier vom Kopf bis zur Zehe der Anſicht lebt: „Es giebt nur aan Herrgott, an bairiſchen und nur aan König, an bairiſchen. Alles Uebrige ſein dalkete Faxen,“ und dem entſprechend ſein Vaterland, ſein herrliches „Altbaierland“ als die Heimat der Treue preiſt, „die noch ka nordiſche Lügenbrut vergiftet hat!

Indes ſchon hat Norddeutſchland in dem Hauſe dieſes ſtarren Preußenfreſſers, wenn auch ſehr wider ſeinen Willen feſten Fuß gefaßt. Sein ſeliger Bruder, ebenfalls ein Schmiedemeiſter, den er trotz aller ihrer Meinungsverſchiedenheiten herzlich geliebt, er hat es ihm ſterbend zur Pflicht gemacht, ſeine Arbeiter zu verſorgen, und ſo ſind mit ihnen auch ein paar Preußen als „norddeutſche Erbſchaft“ — ſo äußert ſich die mitangeerbte Berliner Köchin Karoline, — „in dies Hôtel einquartiert worden, wo ſie die Preußen ſchon früh in den Kaffee ſtippen und vormittags auf's Brod ſchmieren“ — denn — wie der Vetter des Hauſes, Toni, der Gemsjäger, ſpäter bei einem Wettgeſang in vier Zeilen ſingt:

„Ein Ketzer, von dem
Unſer Herrgott nichts weiß,
Den Teufel ſein Leibgardiſt
Das iſt der Preiß!“ —

Er giebt damit nur den innerſten Gefühlen des Hausherrn ſelbſt Ausdruck, dem es auch ein Operment iſt, wenn er

die Kerlen nur ſieht; — „aber da's ehrlich und fleißig ſein, kann i ihnen nix thun," ſetzt er treuherzig hinzu.

Indes nicht alle teilen ſeinen Haß gegen die Preußen; des Schmiedes liebliche Tochter Nanni, die, in dieſer herrlichen Natur zur ſchönen Jungfrau erblüht, ſich den freien Blick und das gute Herz trotz allen Vorurteilen ihrer von Pfaffen irregeleiteten Umgebung bewahrt hat, ſie läßt ſich nicht abhalten die aufrichtige Neigung Hermann Walthers, des preußiſchen Buchführers ihres Vaters ebenſo innig wie ſie ihr entgegengebracht wird, zu erwidern: denn ſie weiß ja, von wem dem Menſchen Licht und Liebe gekommen iſt, und rührend iſt das Liedchen, in dem ſie uns ihre Gefühle offenbart:

„Als einſt Gott die Welt geſchaffen,
Schuf er's Licht, zuletzt das Beſt',
Sonne, Mond und tauſend Sternlein
Nagelt er am Himmel feſt;
Aber weil er ſehr ermüdet,
Aus der Hand ein Stern ihm fällt,
Der in raſchem Flug zur Erde
An 'nem Felſen ſich zerſchellt,
Gießt ſich dann in tauſend Splittern
Ueber's grüne Wieſenmeer
Und aus tauſend Blümchen zittern
Dieſe Splitter bald umher!'
Holdio . . . .

„Und der Menſch, ein blöd Geſchöpf noch,
Strich am Felſen g'rad vorbei;
Da von dem geſprung'nen Sterne
Trafen ihn der Splitter drei;
Zweie ihre Blitze ſenden
In ſein zuckend Angeſicht, —
Reibt's erſchrocken mit den Händen,
Da wird's plötzlich vor ihm Licht
Jubelnd blickt er in die Ferne,
Schaut die Blumen um ſich her,
Seid willkommen, Augenſterne,
O verlöſcht mir nimmermehr.
Holdio . . . .

„In die Bruſt trifft ihn der dritte,
Hat darin ſich feſtgebannt,
Leuchtet weiter wie am Himmel —
Wird vom Menſchen Herz genannt!
So trägt jeder ſeinen Himmel
Hier im Herzen und im Blick,
Was des Buſens Sterne funkeln,
Strahlt des Auges Stern zurück.
Darum flehen nah' und ferne
Die Verliebten rings umher:
Augenlichter, Herzensſterne,
O verlöſcht uns nimmermehr!" —

Und dieſe ihre große Liebe giebt ihr auch die Kraft heute an ihrem Namenstage, zu deſſen Feier das ganze Haus, wie die Freunde aus der Nachbarſchaft verſammelt ſind, bei dem Streite, den der ſelbſtſüchtige, niedrigdenkende Gerichtsſchreiber Obermaier, der die Hand der ſchönen Alpenblume für ſich begehrt, den ſie aber haßt „wie a Ratten", zwiſchen ihrem wildeiferſüchtigen Vetter, dem Gemstoni und ihrem heimlich Geliebten anzettelt und unter Zuſtimmung des Vaters, der nach gut altbairiſcher Sitte an einem Feſttage ſeinen ordnungsmäßigen Rauſch und nach zehn Uhr — „wie ſichs g'hört in a ruhigem Haus (!)" — auch ein herzhaftes Raufen haben muß, bis zum äußerſten treibt — ihre Liebe giebt ihr die Kraft ſich mit dem mutigen Worte zwiſchen die Streitenden zu werfen:

„Es iſt a Sünd und i leid's nit in dem Haus; gnug hab' ich jetzt von der ewigen Rohheit und die Schimpfwort, die Ihr'n ganzen Tag über arme Leut' auslaßt, deren anziges Vergehen iſt, daß's nit im ſelbigen Land gebor'n ſein, wie Ihr, und Euer Sprach' nit ſo daher reden, wie Ihr. 'Ne Schand iſt's vorm lieben Herrgott, vor dem wir alle gleich ſaan, ob aans ſo oder ſo redt!"

Und als der Vater darüber zornig auffährt: „Was? Du willſt'n Preußen beſchützen? Du? — Iſt das mein Fleiſch und Blut?" und jener Schreiber giftig weiter hetzt: „Was

wunderſt Dich denn, Schmied-Hanſel, wenn man ſo herzlich ſpricht, muß es doch aus'm Herzen kommen," da hält ſie in edler Entrüſtung nicht mehr mit ihrem Geheimnis zurück und ruft dem Tückiſchen zu: „Ja aus'm Herzen kommt's, und Dir grad ſag ich's mit Deiner Heuchlermiene, und Euch allen ſag ich's, die Ihr immer nur Haß predigt und ewig Haß — damit d'Welt erfahrt, daß nit alle herzlos ſaan und vernagelt hier am Berg — aus'n Herzen hab' ich's g'ſagt, denn der Preiß is mein Schatz, ich lieb' ihn und werd ihn ewig lieben!"

Doch dies ihr aufrichtiges Geſtändnis trifft den alten ſtarren Vater, wie ein vernichtender Donnerſchlag; ſein Haus und Hof erſcheinen ihm beſchimpft und entehrt, und ſchon will er über ſein vermeintlich ſo ſchuldiges Kind den Vaterfluch ausſtoßen; „doch — ſtöhnt er — 's kommt nit über d'Lippen. In mir ſelber bleibt's wohnen — ich ſelber muß den Fluch tragen, bis in d'Ewigkeit. In maan Haus an Liebſchaft mit'n Preißen, 'n Ketzer, 'n Proteſtanten!! Laßt's mi gehn, Toni, Nachbarn, i will mich einſperren in mein Kammer und den Herrgott auf den Knieen anflehen, daß er die Sünd nimmt von mein'm alten Haupt." Da bricht denn auch das gequälte Herz des armen Mädchens in die ergreifende Klage aus:

„O du mein Gott! Was hab' i denn g'than? d'Wahrheit hab i g'ſagt und darum Fluch und Schand von allen Seiten. O Gott! Wie d'Blümerl auf d'Wieſen, ſo haſt Du d'Lieb ins Herz g'ſetzt; wenn's Blümerl blüht, wenn's Herz liebt, — ſo iſt's doch Dein Willen ganz allein, Vater im Himmel, hab' i g'ſündigt in meiner Lieb', ſo ſchau herab und vergieb mir's." —

Und ihr Gebet wird erhört! — Es bricht herein das Jahr des Heils, das große Jahr 1870 — und auf das Gebot ihres Königs Ludwig, der treu wie ſein Urahn Otto von Wittelsbach, dem Kaiſer Rothbart einſt ſeine Rettung aus der Veroneſer Klauſe zu verdanken hatte, zum deutſchen Vaterlande ſteht, ziehen auch die Söhne des baieriſchen Oberlandes in den Kampf; anfangs zwar noch mit Groll und Widerwillen im Herzen, wie es der Gems-Toni ganz offen erklärt: „damals

— als ich abg'holt und eingekleidet wurde — hab ich g'flucht und alles verwünſcht, daß man mich von meiner Alm fort-g'ſchleppt hat. Aber ſiehſt, Hieſel, wie der Menſch iſt, jetzt hab ich's g'wöhnt, und jetzt bin i dir a Soldat mit Leib' und Seel'. 'S iſt auch a Jagd und was vor aane! Wann's d'ſo am Buſch liegſt und a Maliſizrothoſe am Korn haſt, druckſt ab, und der Hallunke ſchlagt an Rad in der Luft — 's is a Freud, als wenn der Gemsbock vom Felſen abitanzt!" —

So ſpricht er zu Obermayer, dem falſchen Schreiber, der mit dem roten Kreuze am Arm — das der Gems-Toni freudig begrüßt, denn, ſagt er, „die das Kreuz tragen, ſaan brave Leut'!" — bei einer deutſchen Vorpoſtenkette ſeinen Landsmann aufſucht, um ihn zum Verrate an ſeinen preußiſchen Kameraden zu verleiten, wobei er im Auftrage des Pater Joſef von Inzersdorf, Tonis Beichtvaters zu handeln erklärt. Darnach ſolle er einem im nahen Walde verſteckten franzöſiſchen Bataillon durch eine Rakete das Zeichen zum Ueberfall der ſchlafenden deutſchen Truppen geben! Doch Toni ruft darüber entſetzt aus: „Hieſel — was mutſt mir zu? Meine Kameraden ver-raten?" Da dringt der Falſche von neuem mit dem religiöſen Motive auf ihn ein: „Ketzer ſind keine Kameraden!" und als auch dieſes nicht verfangen will, und Toni, mit deſſen An-ſchauungen in dem Kriege bereits eine Wandlung vor ſich gegangen, noch immer ſtandhaft ausruft: „Hieſel, du reißt mir's Herz anzwaa — i kann kaan Schurk' ſein!" — da muß denn wieder die Eiferſucht die Treue brechen: er zeigt ihm unter ſeinen Waffenbrüdern — „wo d'dich gar ſo ſehr fürcht'ſt ſie zu verraten" — ſeinen Todfeind Hermann Walther, den Ge-liebten ſeiner Baſe Nanny. Jetzt kann er nicht weiter wider-ſtehen; die alte Leidenſchaft übermannt ſein wildes Herz, und wenn auch in dumpfer Verzweiflung, er folgt dem Rufe des Böſen mit den Worten: „Da, Hieſel, haſt meine Hand, und wenn der Himmel über mir zuſammenbricht, ich thu's! — Gieb her's Raketel. — Bin ich an Schurk oder bin ich keiner, — i waaß es nit; Ihr habt mir's Gehirn verwirrt. Aber

aans waaß ich, dahier im Herzen ſitzt ihr Bild und daneben der ſchwarze Wurm, der dran nagt. Den Wurm will ich zertreten." So ſpricht der ſchmählich Verführte und von brennender Eiferſucht Getriebene! Und wie lautet dagegen die Rede des Mannes, den er mit ſoviel andern treuen Kameraden verderben will? Edler Gefühle voll ritt Hermann Walther zum Gems-Toni heran und bittet ihn recht inniglich, dieſer möchte, wenn er im Kampfe fallen ſollte, den letzten Gruß ſeiner Geliebten bringen und ihr ſagen, er, Hermann, gebe ihr den Schwur der Treue zurück, ſie möge ihm noch eine Thräne ſchenken und dann in Gottesnamen den heiraten, den ihr des Vaters Wille beſtimmen wird. „Und biſt Du's, Toni, ſo gieb mir Dein Wort darauf, daß Du ſie wert halten und ihr nie im Leben nachtragen willſt, daß ihre erſte Liebe einem andern gehört hat."

Und als ihm ſolche Reden ſo ganz unverſtändlich klingen und er dem Bittenden nach ſeiner altbaieriſchen Denk- und Gefühlsweiſe unmutig entgegnet: „Geh', Du haſt ka Lieb gekannt; — wer d'Lieb kennt, kennt auch d'Eiferſucht, kennt auch d'Feindſchaft," — da bekommt er nun aus dem Munde eines echt deutſch fühlenden Preußen zu hören: „Feindſchaft!? Stehſt Du nicht an meiner Seite, das Gewehr im Arm, um den gemeinſamen Feind zu bekämpfen? Darfſt Du, darf ich jetzt einen andern Feind kennen, als den unſeres Vaterlandes? ein heiliges Gefühl ſagt uns, die erſte Pflicht gehört der Mutter, die zweite der Geliebten; wenn zwei Brüder ſich um eine Geliebte raufen, und die Mutter iſt in Gefahr, werden nicht beide zuerſt ihr zu Hilfe eilen? Nun wohl, die deutſche Erde iſt unſere Mutter, von ihr jede Gefahr abzuwenden unſere Pflicht; ſei unſere Feindſchaft auch von Eiſen, ſo ſchmiedet die Pflicht eine Kette daraus, die uns unwiderruflich an einander bindet." Jedes noch bleibt ſein Herz verſtockt, und abweiſend antwortet er: „Kann ſein! Aber wir zwei niemals!"

Die Nacht bricht herein, und das Werk des ſchwärzeſten Verrates ſoll beginnen! Toni erſcheint mit der Rakete in der

Taſche, ſchaut ſich verſtört rings um, und als er außer den Schildwachen nur Hermann noch munter findet, der an einen Baum gelehnt ſein Pfeifchen raucht und ſeine Gedanken liebend in die Ferne ſchweifen läßt, da beginnt er leiſe voll Ingrimm:

„Still is's worden! Nur die zwa Vedetten hab'n noch's Aug' offen und mein Erzfeind der Ulan. Ja blas nur deine Gedanken aus in blaue Ringelwolken, ich weiß, wo's hinziehen. Aber ſie ſollen nit ankommen in der Bergſchmieden — ich will's nit, — nur eine Botſchaft ſoll noch hinkommen, die von deinem End'. Zerſchmettern ſoll's die hochnaſige Dirne, die den treuen Sohn der Alpen verſtoßen hat um ſo'n lakiertes Gefries." —

„Und doch, ich woaß nit — er ſchaut nit mehr ſo zuwider aus, wie dazumal. Die Uniform macht ihn ſo männlich, ſo ſtolz! Ja tapfere Leute ſaan's, dös is net zu ſtreiten. Wie haben's geſtern gemäht, Kruzitürken! und wir mit — da im G'wühl der Schlacht hab ich faſt meinen alten Zorn vergeſſen und wie's neben mir zuſammeng'fallen ſein, iſt mir durch's Herz g'ange: „Das ſein auch deine Brüder, ihr Blut fließt auch für's Baierland mit" — „und jetzt (die Rakete hervorziehend) und jetzt will ich's verraten? Will? — Naa ich muß — weil's Ketzer ſaan, — weil's unſern Glauben vernichten wollen, weil's mein Beichtvater befiehlt — weil ich's g'lobt hab — weil — ?! — Toni — im Schlaf liegen's . . . und im Schlaf willſt's hinmorden laſſen, Toni, du, der in ſeinem Leben noch keine Lug' über d'Lippen gebracht hat, der als Bube ſchon gebetet hat: „Vater im Himmel, ſchütz meinen Schlaf und den von alle braven Menſchen!" Sein's nit brav, — habn's des nit bewieſen? O, o, da fangt's mir an in der Seel zu raſen, ich fühl's, ich will was Ungeheures thun und je mehr ich's fühl, je mehr weicht der Haß zurück, der mich dazu angetrieben hat. Die Rakete brennt in meiner Hand. Soll denn nur der Pfaff Recht haben, — nein, nein, da drinnen in der Bruſt hat der Herrgott dem Menſchen ſelber a Stimme gegeben, die lauter tönt als Orgel und Meß', als Predigt und

Beichtſtuhl. Laß die Stimme reden, Herrgott, gieb du mir an Zeichen, an Ausgang aus der Wirrſal, die mich verzehrt."

In dieſem Momente ertönt es aus dem Munde ſeines „Erzfeindes" fromm und zuverſichtlich:

„Lieb Vaterland, kannſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein,"

und kaum hat er die wohlbekannte Weiſe vernommen, da weichen alle Geſpenſter der Nacht aus ſeiner ringenden Seele, und befreit fährt er auf: „Was iſt das? Lieb Vaterland! — Das iſt das Zeichen, vom Herrgott erbeten, das Lied wie hundertmal hab' ich's g'ſungen und hab' mir nix bei denkt und jetzt! Ja ich fühl's, es is a Vaterland, was noch weiter reicht als über meine Gletſcher, es lebt a deutſcher Sinn; verflucht ſei die Hand, die ſich zu ſolcher Schandthat rührt. (Schleudert die Rakete weg und wirft ſich auf die Knie) Hinweg damit, aan Deutſcher bin i, — kaan Schurk; „Lieb Vaterland" — ja, ja das ſchöne Lied ſoll recht behalten:

„Lieb Vaterland, kannſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein."

Und damit eilt er zu dem kommandierenden Offizier, teilt ihm den ganzen Anſchlag mit, und kämpft im Anſturme auf die im Wald verſteckten Franzoſen, um ſeine Schuld zu ſühnen, mit dem Preiſe der Tapferkeit. Und den, den er früher mit der ganzen Kraft ſeiner Seele gehaßt, ſeinen Nebenbuhler Hermann Walther — ihn trägt er jetzt, als er ſchwer verwundet niederſinkt, in ſeinen Armen aus der Schlacht und erwidert ihm auf ſeine dankerfüllte Frage: „Toni, Du, Du biſt's, der mich gerettet hat — Du biſt's, der mich pflegt, biſt alſo nicht mehr Feind?" — „Feind! Feind? — Soll mich der Herrgott in mein'm Sterbſtundel verlaſſen, wenn i Dir je was anderes ſein will als ein treuer Freund! — i geh nit von Dir, bis d'wieder g'ſund und munter biſt." —

Und er hält Wort, Hermann wird unter ſeiner treuen Pflege geſund, wenn er auch ſeinen verwundeten Arm einbüßt,

und er ſelbſt führt ihn zurück auf ſeine geliebte Alm, um dort in der Bergſchmiede ſein Freiwerber zu ſein.

Doch auch hier hat der Krieg und ſeine Erfolge, die gemeinſchaftlichen Siege der Baiern und Preußen ganz neue Zeiten heraufbeſchworen und in Kopf und Herz des alten Schmied-Hanſel eine große Revolution hervorgebracht! Zwar hat er unter dem Eindrucke jenes ſo traurig endenden Geburtstagsfeſtes die Hand ſeiner Tochter dem falſchen Schleicher Obermayer zugeſagt, und heute ſoll die Hochzeit gefeiert werden; doch nur unter Seufzen hält der Alte ſein Wort: „denn ſeine Gedanken ſein halt jetzt wo anders — in Paris, in Metz und waaß Gott wo!“ Und wie ſehr auch Obermayer gegen die Preußen eifert und alle Siegesnachrichten für „nichtswürdige Flauſen von den Lutheriſchen“ erklärt, worüber am nächſten Sonntag auch der Herr Pfarrer mit dem Brautvater reden ſoll, der alte Hanſel läßt ſich jetzt nichts mehr vor- und einreden. „Küß' d'Hand dem Herrn Pfarrer — aber über manches hab i in der Letzt ſelber nachg'dacht, und da ſcheint mir, man ha uns doch nit immer das Rechte g'ſagt. So an Krieg rüttelt halt jed's Gemüt auf und bringt an ſo'n alten Eſel wie mich noch zum Denk'n und Studier'n“ — — —

„Ja i maag an kreuzdummes Vieh ſaan, aber aans mirk i doch in mein Querſchädl: wann ein guter Katholik und ein Ketzer ſich Jahrhundert mit anand g'rauft haben, und ſie ſtehn dann z'ſammen gegen an dritten, ſo wie jetzt — dann muß es 'n Grund haben, dann muß es a g'recht Sach' ſaan. Preußen ſaan geſtorben davor, Baiern ſaan g'ſtorben davor — was mit ihnen droben geſchieht, is dem Herrgott ſaan Sach ganz allein; aber da hier unten haben's beide g'blutet und beider Blut ſoll uns ehrwürdig ſein! . . . Darum wenn d'mir nit all'n Humor bei der Hochzeit verderben willſt, ſo laß mir heut d'Preußen und dein G'ſchimpf in Ruh!“ — Dolp der Himmel bewahrte ſein gutes, unſchuldiges Kind vor dem Unglück einer ſolchen Hochzeit. Zur rechten Zeit erſcheinen die beiden tapfern Freunde Toni und Hermann, um dem alten Hanſel

die Augen über seinen Schwiegersohn zu öffnen, der sich außer jenem Verrate noch eines Mordversuches an dem verwundeten Hermann schuldig gemacht hat. Und wenn nun auch Hermann als Invalide und Krüppel, wie er sich selbst nennt, nicht mehr auf die Hand seiner Tochter Anspruch machen zu können glaubt, der Vater ruft jetzt dem früher so schnöde Abgewiesenen zu: „Invalide! — sagst Du? — Ja im Arm! Aber nit im Kopfe — nit im Herzen. Auch i bin's nit, und wenn auf beiden jahrelanger Rost gelegen, nun so habt Ihr's jetzt mit Eurem Schwert hinweg geputzt. Herunter ist aller Tand, den Pfaff und Gewohnheit in mich hineingepflanzt — und wie ich fühl, daß Du Deinen Arm nit bloß für Preußen, sondern auch für's Baierland geopfert hast, so fühl ich, daß wir ein Land sein und Brüder allerwegen. Und gleich hier in meinem Haus will ich 'n Anfang machen. . . . . Hermann, Nanerl, da reichts Euch d'Hand, Nord und Süd — und nu bleibts treu zusammen für alle Ewigkeit!" — —

In diese tief ergreifende Handlung hat der Dichter nun außerdem auch einen prächtigen Humor hineinspielen lassen in den Figuren der schon oben kurz erwähnten, in der Bergschmiede angeerbten Köchin Karoline und ihres lustigen Schatzes, des Schmiedegesellen August Wetterhahn, beides ein Paar Berliner Gestalten von reinstem Wasser, wie wir sie allerdings in der zweiten Abteilung des Vortrages, die allein der komischen Kriegslitteratur gewidmet ist, noch mehrfach wiederfinden werden. Indes ein kurzes humoristisches Bildchen mag auch heute schon den Ernst des Abends unterbrechen.

Vor allem ist der Mitteilung wert der Monolog, in dem uns Wetterhahn gleich am Anfange des Stückes seine verdrießliche Lage hier oben auf der baierischen Alm also schildert: „Aerger! Aerger! die einzige Beschäftigung vor einen anständigen Menschen, den die Verhältnisse in dies Rehberge-Viertel von Europa verschlagen haben. Bloß 24 Stunden möchte ich mal so eenen aus das Berliner Jeheimratsviertel hier auf

eenen Gletſcher kalt ſetzen, damit er begreifen lernt, was Vaterland is. Hermann mein Kollege mit das jroße deutſche Gemüt ſagt immer, wenn ich mir boße: „Betrachte dir doch die himmliſche Natur! — die entſchädigt einen ja vor alles!“ — Des is jut geſagt, — Natur! den janzen Tag Natur! Anſtatt Kaffee Natur! Anſtatt Weißbier Ausſicht — und vor Kümmel niſcht wie Jegend, als ob een gebildeter Menſch nicht mehr zu thnn hätte, als den janzen Tag Luft zu kneipen. Daß der Durſcht in verſchiedene Jattungen eingeteilt wird, je nach die Tageszeit oder die Jemütsſtimmung, davon hat dieſe verbüffelte Naturnation keinen Begriff. Vor alle Zuſtände trockenen Leberleidens giebt es hier nur eene Aushilfe — „a Milli“ — des is des verführeriſche Jetränke, was bei uns die Hunde ins Frankfurter Thor importieren und das bei die erſte Pumpe ſchon die heilige Taufe erhält. „Milli“ — M—i—l—ch wird „Milli“ ausgeſprochen, ne nette Orthographie, denn wenn die „Milli“ Milch iſt, muß ooch die Molly 'n Molch ſein, davor haben wir Kommunalſchulen, Volkslehrer u. ſ. w. Und was mir hauptſächlich an die Kerls ärgert, iſt, daß ſie immer fidel ſind, und ſie haben jar keenen Jrund dazu. Wenn die Sonne ufgeht — und das thut ſie hier aus Chikane jejen Norddeutſchland ooch um een paar Stunden früher — dann ſingt jleich eener: „Wenn i in der Früh' aufſteh', hudeldideldi, hudeldideldi.“ —

So'n Blech! Der Kerl iſt alſo in der Früh' ufgeſtanden, — nu frage ick eenen vernünftigen Menſchen, is das een Jrund, daß er „hudeldideldi, hudeldideldi“ macht?

Nee, es is'n zu dummes Volk! Herrjeh, ick vergeſſe janz, daß ich meine freie Zeit nich uff Betrachtungen über den Dialekt, ſondern uff dem Studium der Kunſt zu verwenden habe!“ — Er will nämlich das eiſerne Handwerk aufgeben und dramatiſcher Künſtler werden; dem entſprechend fährt er denn fort, indem er ein Buch aus der Taſche zieht: „Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen!“ Hugo Wauer ſagt, das Not-

wendigſte iſt, daß man das Organ zeitig verrenkt, und das geſchieht hauptſächlich durch Deklamation. Alſo legen wir los!

„Ha, wer bin ich und was ſoll ich hier
Unter Tigern, unter Affen,
Welchen Plan hat Gott mit mir
Und warum ward ich geſchaffen?“ —

„Ja, das möcht ich auch wiſſen“ — unterbricht ihn hier in ſeiner „Kehlgymnaſtik“ ſeine „Leidensgefährtin“ Karoline — „notwendig war es nach meiner Anſicht jar nicht!“

Trotz dieſer deſpektierlichen Aeußerung iſt ſie erſchienen, um an ſeinen Schutz zu appellieren, nämlich zu einem „Durchgang“ aus der „Sklaverei dieſes Landes“, denn ſie fühlt ſich unglücklich unter Leuten, die „eine ſo ordinäre Körperſtärke und eine ſo unanſtändige Geſundheit beſitzen, daß auch keene eenzige Nerve in dem janzen Neſt zu finden iſt.“ — Und ſie findet Erhörung: da ſie nicht nur Mut für zwei beſitzt, ſondern auch ein Sparkaſſenbuch, erhält ſie die freudige Zuſage: „Verlaſſe Dir auf meinen Schutz, mit'n bischen Kapital im Hinterjrund bin ich zu furchbare Dinge fähig.“ — Zugleich hofft er mit Hilfe ihrer Erſparniſſe den großen Salto mortale an den Buſen der Kunſt zu riskieren. Einſtweilen aber will er ſich in die Küche zurückziehen, um „bei das Fläſchchen, welches Karoline für ihn aufbewahrt hat, ſeine Deſtillationsſtudien — wollt ick ſagen Deklinationsſtudien zu erneuern und dies mit eenen obligaten Jodler.“ „Denn — meint er — des ſeh ich nich ein — ſo jut wie die Kerle hier, kann ich ooch jodeln, — und wenn die es aus Verjnüjen thun, thu ick's erſt recht aus Aerger. Ich jodle ſogar die Verzweiflung von Kotzebuen!

„Ha, wer bin ich und was ſoll ich hier
Dudeldiei! Dudeldiei!
Unter Tigern, unter Affen —
Dudeldiei! Dudeldiei!
Welchen Plan hat Gott mit mir
Holdio! Holdio!
Und warum ward ich geſchaffen?
Dudeldi! Dudeldi! Holdio!“ —

Und sie führen ihren Plan aus, widmen sich den „künstlerischen Pflichten," und Wetterhahn kommt — wie er später berichtet — „in Folge von die segensreiche Conzessionsfreiheit uf den jenialen Jedanken ein neues Theater zu errichten, een nationale-ökonomisches Remunerations-Theater, wo jar keen Entrée gezahlt, sondern alles in Realien abgemacht wurde. Erschter Rang: „Abgelegte Kleidungsstücke;" Parterre: „Altes Eisen, Nägel oder Pfandscheine;" Gallerie: „Cigarren oder schwedische Streichhölzer." Das Unternehmen jing jroßartig, aber — zuletzt wurden wir pleite."

Jetzt ziehen sie nun im Lande herum und geben Solovorstellungen; und so kommen sie auch auf den Kriegsschauplatz nach dem Elsaß zu unsern obigen Vorposten, und hier hätte ihnen ihre Kunst beinahe den Hals gekostet. Denn bei ihrem wunderbaren Komödianten-Aufzuge als Spione ergriffen und von dem Unteroffizier Meneke in ein peinliches Verhör genommen können sie weder Legitimations-Papiere noch ein Wanderbuch aufweisen; statt dessen findet man in ihrem Reisesacke eine Rolle, die mit den verdächtigen Worten beginnt: „Wir hatten sechszehn Fähnlein aufgebracht, Lothringisch Volk zu deinem Heer zu stoßen und Ritter Beaudricourt aus Vocouleurs war unser Führer." Da ruft der Sachse Reichel entsetzt: „Vocouleurs — eihercheses, das ist Sie ja das Hauptquartier von unserm allergnädigsten König und Herrn!" und nun heißt es einstimmig: „Da hat er Lothringisch Volk hinführen wollen? An den Baum mit ihm" — eine Lynchjustiz, der er nur durch die Energie seiner Gattin entgeht, die ihnen unter drohenden Handbewegungen die Ueberzeugung beizubringen weiß, daß sie es zwar nicht mit „Komödianten", wie einer der Soldaten äußert, aber wohl mit „Künstlern, Seelenmalern" zu thun haben und jenes inkriminierte Stück aus „eener gewissen Jungfrau von Orleans" herstammt! Und zum Zeichen des trägt sie ihnen mit ihrem Ehegemahl sogleich „ein Duett aus der neuesten Posse" vor, das unter anderen die bezeichnenden Verse enthält:

Er: „Mir wird jetzt, was ſoll es bedeuten
So ganz Heinrich Heinerlich,“

Sie: „Das Märchen aus uralten Zeiten
Erfüllet jetzt endlich ſich.“

Er: „O ſeht wie die Wellen verſchlingen
Den tückiſchen galliſchen Hahn.“

Sie: „Und das hat mit ihrer Klinge
Germania gethan.“ —

Nach ſolchen kläglichen Abenteuern, die nichts einbringen, es ſei denn hochpeinliche Gefahren, iſt es nicht wunderbar, daß ſie ſich nach den Fleiſchtöpfen der Bergſchmiede auf der einſt ſo verachteten bairiſchen Alm zurückſehnen, und hier finden wir ſie denn an dem Hochzeitstage der Tochter des Hauſes wieder; Wetterhahn hat ſich noch vor den letzten Verſuch als Feuerwerker aufgethan mit 'nen jroßes patriotiſches Bundes-Transparent, was er heute Abend probieren will. „Zieht es ooch nich“ — erklärt er reſigniert — „dann fecht ick mir bis zu Linde und engagiere mir als Strippenzieher bei's Puppentheater. Dann werden die Träume meiner Jugend wahr, wo mir ſchon das janze Herz aufging, wenn ick die ſchönen Worte hörte: „Aujuſt zieh die Strippe!“ Und damit trägt er uns ſein politiſches Strippenzieher-Lied vor, das unter andern zeitgemäßen Anſpielungen die an Kutſchke anklingenden Verſe enthält:

„Ach wie lebten wir gemütlich,
Ohne Hunger, ohne Durſt,
Tranken unſere Weiße friedlich
Und vertilgten Wiener Wurſt;
Da mit einmal, ſollt man's glauben,
Kraucht was in dem Buſch herum —
Uns die Seelenruh' zu rauben,
Ich glaub es wat Napolium.
Aber Bismarck, ſtets gewärtig,
Sah', daß alles fix und fertig,
Und es tönt von ſeiner Lippe:
Nanu, Moltke, zieh' die Strippe!“

Und als nun der alte Schmied seinem jungen Paare seinen väterlichen Segen erteilt und damit gleichzeitig für den Bund von Nord- und Süddeutschland seine besten Wünsche ausspricht, ruft Wetterhahn, der hier in der Freude des Festes wieder freundliche Aufnahme gefunden: „O Bismarck, wenn du das sehen könntest, die Rührung übermannt mir! Karline laß die Strippe los!" Und damit erscheint ein Transparent, das sämmtliche deutschen Wappenschilder, die sich um das eiserne Kreuz schlingen, zeigt — ein Bild, welches alle mit dem begeisterten Rufe begrüßen:

„Das ganze Deutschland soll es sein!" — —

Mit diesem Stücke sind wir nun bereits in die zahlreichere Gruppe derjenigen Dramen eingetreten, die uns nicht den ganzen Verlauf des großen Krieges, sondern nur einzelne Episoden daraus zur Darstellung bringen, wodurch denn manch schöner Zug in dem Leben und Treiben der deutschen Krieger noch in besonderem Lichte erstrahlt.

So hat uns R. Benedix neben jenem ersten großartigen Schauspiele „Alldeutschland hinein" ein recht ansprechendes Genrebildchen in einem Aufzuge gezeichnet, dessen gemütvoller Inhalt sich sofort in seinem Titel „Weihnachten im Felde" abspiegelt.

„Es ist echt deutsch, das Weihnachtsfest. Das volle deutsche Gemüt spricht sich darin aus, sich freuen, indem man Freude macht. Darum wollen wir auch in Welschland Weihnachten feiern und heute aus voller Seele Deutsche sein," — unter solchen Worten sehen wir den Vice-Unteroffizier Dorau, einen Einjährig-Freiwilligen, mit der Tochter seines Feldwebels, Hannchen Harzner, die, um sich etwas zu ihrer Aussteuer zu erwerben, der Compagnie ihres Vaters als Marketenderin gefolgt ist, zur Feier des Christabends die verschiedensten Vorbereitungen treffen, während die andern Zeltgenossen aus dem großen Parke des schönen Landhauses, in dem sie ihr Quartier bezogen haben, den unerläßlichen Christbaum herbeischaffen. Zwar erweckt der

Gedanke an die Weihnachtsfeier, die ſie ſonſt im Kreiſe ihrer Lieben begangen, wehmütige Gefühle in ihrem Herzen, doch es iſt ja jetzt auch ein lieber Kreis, in dem ſie diesmal das heilige Feſt begrüßen, der Kreis treuer Kameraden, und „wir bilden ja im Kriege alle eine Familie", ſetzt einer der Füſiliere gleich hinzu.

Der alte ſtrenge Feldwebel Harzuer — „jeder Zoll ein Soldat" — macht zwar auch heute zu dieſem dem Krieger ſo fremden Treiben ſein ernſtes Geſicht, aber wie bärbeißig er auch auf Dorau's beredten Einwand: „Doch, Herr Feldwebel, der Menſch ſoll nicht allein dem Korpsbefehle gehorchen, ſondern auch dem Herzen, und das befiehlt, daß man zu Weihnachten ſich freuen ſoll" entgegnet: „Im Dienſte giebt es kein Herz," — ſie wiſſen, daß auch bei ihm unter der harten Schale ein liebeswarmer Kern verborgen, und er ebenſo wie ſie von der Ueberzeugung durchdrungen iſt, der hier ein andrer den treffenden Ausdruck giebt: „Wir ſind keine Landsknechte, für die der Krieg ein Handwerk iſt, das Volk in Waffen weiß ſich im Kriege immer noch den Menſchen zu bewahren — und das iſt eben der Vorzug unſeres Volkes!"

Und ſo kommt denn auch hier eine erhebende Weihnachtsfeier zu Stande, und unter dem Scheine eines ſtrahlenden Chriſtbaumes, den zu ſchmücken „ja jedem Deutſchen das Talent angeboren iſt," empfangen ſie ihre mannigfaltigen Gaben, darunter ein jeder ein Päckchen aus der Heimat, die Dorau, der hier „als der einzige ohne Familienanhang und ſomit als der einzige freie Menſch" die Würde eines Weihnachtsvaters für ſich in Anſpruch nimmt, ſchon am Morgen ſelbſt von der Feldpoſt für ſein ganzes Quartier abgeholt hat. Und als er nun auch ihrem Feldwebel eine ſchöne kurze Pfeife mit den Worten: „Kinder müſſen ihren Eltern auch etwas ſchenken; wir haben alle zuſammengelegt für die Mutter der Kompagnie", überreicht, da iſt denn das Eis gebrochen, und vollends gehen dieſem die Augen über, als ihm unter dem Chriſtbaume der Freiwillige von Wolfshagen im Auftrage ſeines Verwandten des Generals

von Wolfshagen das eiſerne Kreuz überreicht, das ihm ſeine Majeſtät der Kaiſer für ſeine Tapferkeit bei Gravelotte und Sedan in Gnaden verliehen hat. —

Tritt uns ſo in den bisherigen Dramen der Krieg und das Leben ſeiner Kämpfer mehr nur in ſeinen erhebenden Momenten entgegen, ſo werden wir nun auch vor die Kehrſeite dieſes glänzenden Bildes geſtellt und treten mit dem Dichter an die Stätte des Schmerzes, an das Krankenlager des verwundeten Kriegers! Denn auch über dieſe verſteht er die Weihe ſeines poetiſchen Genius auszubreiten, und wir haben es ſchon durch ihn erkannt, wie hier, wenn draußen der Schlachtengott ſeine blutigen Orgien hält, der Engel der göttlichen Liebe ſeine ſtillen ſchönen Triumphe feiert, indem er die Wunden, die dort geſchlagen ſind, heilet und der gequälten Seele lindernden Troſt ſpendet. Ja oft blüht auch auf dieſem von Thränen getränkten Boden ein ungeahntes Glück empor. So ſehen wir — wiederum geleitet von R. Benedix geſchickter Hand — in dem einaktigen Drama „Wiedergefunden" in einem franzöſiſchen Bauernhauſe in der Nähe von Metz einen jungen Krieger, den Freiwilligen von Asmuth, dem ein Schwadronshieb in den Kämpfen um Metz eine ſchwere Kopfwunde beigebracht hat, unter der treuen Pflege einer verwitweten Frau Hagemann, die auch ihr ſtilles Haus verlaſſen und ſich in das feindliche Land nahe an die Schlachtfelder gewagt, um die Kranken mit Liebesgaben zu erquicken, allmählich geſunden, ganz wider die Erwartung ſeines Regimentsarztes, der darum dieſer hilfreichen „Fee", wie er und die Soldaten ſie nennen, das erhebende Zeugnis ausſtellt, daß der Verwundete nächſt Gott nur ihrer Sorgfalt das Leben verdanke. Aber der Himmel reicht ihr dafür auch reichen Lohn; ſie hat ſich in ihm, dem nun faſt geneſenen Jünglinge, den eigenen ihr einſt als zweijähriger Knabe im badiſchen Aufſtande durch ein unſeliges Verhängnis, das auch ihrem Manne das Leben gekoſtet, entriſſenen Sohn erhalten und ihn ſo ſie zugleich als Mutter lieben und verehren gelehrt! Mit Recht kann daher der Doctor,

der ein teilnehmender Augenzeuge der ergreifenden Erkennungsſcene geworden, die Handlung mit dem Ausſpruche beſchließen: „Der Krieg trennt, der Krieg bringt auch wieder zuſammen!“

Und dieſes Wort, es findet gleich noch einmal, wenn auch unter Begleitung traurigerer Verhältniſſe ſeine Beſtätigung in dem einaktigen Charakterbilde von J. Hoffmeiſter „Im Feldlazareth“ oder „Unterm roten Kreuz“.

Hier iſt es ein junges Weib, welches das rote Kreuz genommen, um ihren verwundeten Gatten ſelbſt zu pflegen und, wenn es ſein muß, mit ihm zu ſterben. Freilich treibt ſie nur dies individuelle Intereſſe allein, und ſie ſchrickt zuſammen bei dem Gedanken, auch andere Kranke zu pflegen oder gar einer Amputation beiwohnen zu müſſen. Da tritt denn die allgemeine Menſchenliebe erſt in ihr ſchönſtes Licht, wenn ſolchen rein perſönlichen Empfindungen gegenüber die Schweſter Brigitte auf die höhern Pflichten des roten Kreuzes hinweiſt, indem ſie jener erwidert: „So denkt die Gattin; doch die Schweſter der Barmherzigen, ſie hat keinen Gatten, keinen Bruder, keinen Vater, keinen Freund — jeder Leidende iſt ihr Pflegling, und ihre Hand reicht ſie jedem, welcher ihrer Hilfe bedarf.“

So pflegt ſie hier nicht blos den ſchwer verwundeten Gatten, zu dem nun ſeine junge Frau geeilt iſt, ſondern mit ihm zugleich in dem nämlichen Krankenzimmer einen andern Krieger, der — wie es ſich nun herausſtellt — der ehemalige Verlobte jener iſt, dem ſie aber nicht aus wankender Liebe, ſondern in Aufopferung für ihren Vater, den nur ein reicher Schwiegerſohn aus ſeiner bedrängten kaufmänniſchen Lage retten konnte, die Treue gebrochen. Da wird denn ihr Herz von doppeltem Wehe zerriſſen: die Anklage jenes, den ſie noch immer liebt, und die Pflichten gegen einen Mann, den ſie als einen edel geſinnten ſo treu verehren gelernt — ſie treten in einen harten Kampf mit einander, den aber der Tod verſöhnend ſchlichtet. Ihr Gatte unterliegt bei der notwendig gewordenen Operation — und ihr eigener Schwiegervater, nachdem er den

Zuſammenhang der Verhältniſſe erfahren, adoptiert nun an Stelle ſeines einzigen, ihm durch den Krieg entriſſenen Sohnes den frühern Verlobten der jungen Witwe, der ſich auch als einen edlen Freund des verſtorbenen in ſeinem ſchweren Leide erwieſen.

Iſt es hier der Tod für das Vaterland, der löſend in die Verwirrung eingreift, die der Menſchen Sinnen und Planen hervorgerufen, ſo iſt es in einem andern Stücke wieder treue Bruderliebe, die an ihrem Schmerzenslager den Fluch des Vaters von dem Haupte eines reuigen Sünders abwendet! „Der Franktireur", ein kleines Kriegsbild in einem Aufzuge, ſo lautet der Titel dieſes Dramas,*) deſſen Verfaſſer Rudolf Behrle uns damit zugleich an die widerwärtigſte Ausgeburt der franzöſiſchen Kriegführung, an jenes meuchelmörderiſche Freiſchützentum erinnert.

Was nun dieſe Handlung ganz beſonders erſchütternd macht, das liegt in dem Umſtande, daß der hier geſchilderte Franktireur kein Franzoſe iſt, — bei dem ein ſolcher Verzweiflungskampf für die heimiſche Erde noch allenfalls ſeine Entſchuldigung findet — nein, es iſt ein Deutſcher, Franz, der verlorene Sohn des Schneehaldenbauers Toni Bleibtreu vom Schwarzwalde. Er hat ſeinem ſchönen Namen wenig Ehre gemacht; dem Trunke und Spiele ergeben hat er in ſchlimmer Geſellſchaft des Vaters Hab' und Gut verpraßt und iſt ſchließlich wegen Betruges verfolgt und verworfen von Gott und Menſchen nach Amerika gegangen. Doch bald wieder von dort zurückgekehrt iſt er im Elſaß aus Haß gegen ſein Vaterland Franktireur geworden, und hier hat er — um das Maß ſeiner Schuld voll zu machen — aus dem Hinterhalte einen deutſchen Soldaten ſchwer verwundet, der — ohne daß er ſelbſt eine Ahnung davon hat — ſein leiblicher Bruder iſt! Vor den verfolgenden deutſchen Soldaten flieht er in eine verlaſſene

*) Der Verfaſſer widmet „dieſe anſpruchsloſe Gabe der Muſe im Hochgefühle freudiger Bewunderung der Großherzoglich Badiſchen Diviſion" u. ſ. w. —

Bauernhütte in den Vogeſen; dahin bringt man auch den ſchwer verwundeten Bruder, und hier iſt es nun, wo wir ihn, — als er aus ſeinem Verſtecke lauſchend ſich der ganzen Schwere ſeiner That bewußt wird — von tiefſter Reue ergriffen ſehen und zerknirſcht ausrufen hören: „Hat er mich endlich doch gefunden, den ich ſo lange gehöhnt? . . . Der droben hat mir Verworfenen jetzt das Ziel geſteckt. (Wirft das Gewehr leidenſchaftlich von ſich.) Weg verdammtes Mordwerkzeug. Hermann! Mit Gottes und des Vaters Fluch beladen ſteh' ich vor Dir, ſteht Dein Bruder Franz als Kain vor Dir!" — So entdeckt er ſich ſeinem entſetzten, jetzt auch in der Seele ſchwer getroffenen Bruder, der, zwar nach innerem Kampfe, doch mit dem rührenden Worte: „Aus Liebe zu unſerer Mutter ſei's vergeſſen und vergeben", dem Verzweifelnden die Bruderhand nicht verſagt und auch den ſchwerzürnenden Vater, der mit Liebesgaben aus ſeinem Dorfe auf dem Platze der ſchrecklichen That erſcheint, durch die mahnende Bitte: „Wenn wir vergeben, wird auch Gott vergeben", zur Milde und Verſöhnung bewegt. —

In dieſem Vater ſchildert uns der Dichter zugleich einen ſchlichten Mann aus dem Volke, der von ganzem Herzen ſich des neuen deutſchen Reiches freut und die Mäkler und Mängler der neuen Ordnung mit dem offnen Worte tadelt: „Seit dem alten Napoleon ſind wir daheim in dem zerſchnittenen Reich als Volk ſo recht verletzt und in den Sumpf verfahren. Da nun eine ſtarke Hand die verrenkten Glieder unſerer Stämme wieder einfügt in Germanias Rieſenleib und die ſeither Getrennten ſammelt, die von Gottes- und Rechtswegen zuſammen gehören, ſo iſt es unrecht zu ſagen: dies und das gefällt mir nicht und mag ich nicht, jenes ſollte anders ſein. Wer an der Morgenſuppe mäkelt, iſt auch nicht des Mittageſſens wert." —

Und ſo wollen auch wir nun mit dieſen kräftigen Worten des kernigen Schwarzwälder Bauersmanns unſere heutige Betrachtung ſchließen, und mit ihm rufen:

„Der deutſche Krieger, das deutſche Vaterland, der deutſche Kaiſer — ſie leben hoch!“ *)

---

*) In loſer Beziehung zu dem Kriege ſtehen ferner: „Seit Gravelotte!“ dramatiſche Kleinigkeit in einem Acte von F. Zell; der Hauptmann von Minden überbringt der Baronin Walburg das Notizbuch ihres bei Gravelotte gefallenen Gemahls, woraus er ſich die Lieblingsſentenzen deſſelben gemerkt und nun durch vielfache Citate daraus die Sympathie der jungen Witwe für ſich erweckt und ſchließlich auch, nachdem er ihr ſelbſt dieſen Betrug, den er aus Liebe verübt habe, entdeckt, durch ſein ritterliches Weſen ihre Hand gewinnt.

Die Waffen endlich, die in dieſem Kriege in ihrer Güte gewetteifert, auch ſie haben einem einaktigen Schwanke Titel und Verwickelung der Handlung — wenn auch ohne alle weitere Beziehung auf den Krieg ſelbſt gegeben; er heißt: „Chaſſepot oder Zündnadel von Ad. Reich. — —

2.

Die humoriſtiſchen Dramen.

„Wie in Deutſchland weittragende politiſche Begebenheiten ſtets bedeutenden Einfluß auf unſere Litteratur geübt haben" — ſagt der Freiherr von Ditfurth in einem Vergleiche zwiſchen den Dichtungen der Jahre 1813 und 1870,*) — „ſo iſt es auch bei dieſen beiden großartigſten Ereigniſſen des Jahrhunderts der Fall geweſen." „In der That war die Geſammtentflammung und Erhebung des deutſchen Volkes" — wie es ſchon bei dem erſten Vortrage betont iſt — „damals wie jetzt durch alle Schichten gleich, dieſelbe Einmütigkeit, den alten Erbfeind niederzuwerfen. Dies ſpricht ſich in der Litteratur jener wie dieſer Tage auf's Entſchiedenſte aus. In raſcheſter, kürzeſter Weiſe wird dieſe Zeitſtimmung in der Poeſie niedergelegt; in Liedern der Kunſt- wie der Volksdichtung durchflog ſie in Sturmeseile alle Gauen des weiten deutſchen Landes."

„So begegnen wir in beiden Zeiten einer beachtenswerten Uebereinſtimmung dieſer poetiſchen Ergüſſe. Nur in ihrem Grundton weichen ſie etwas von einander ab, denn im allgemeinen iſt die Stimmung der Kunſt- wie Volkslyrik in den Freiheitskriegen ernſter als diejenige des letzteren, eine natürliche Folge der politiſch verſchiedenen Lage. Damals galt es, den heimiſchen Boden erſt von dem kühnſten, gewaltigſten Feinde

*) F. W. v. Ditfurth „Hiſtoriſche Volks- und volkstümliche Lieder des Krieges von 1870—71," Einleitung p. VIII. Hierzu vergleiche den erſten Vortrag p. 17, wo einzelne Sätze aus obigem Citate bereits mitgeteilt ſind.

zu befreien, während jetzt ein wohlgerüstetes fast ganz geeintes Deutschland den Gegner sofort im eignen Lande angreifen konnte."

„Dort, in so schwankenden Verhältnissen, war der Boden mehr für den Ernst der Poesie, als für den Humor geeignet, der erst mit günstigerer Gestaltung der Lage mehr hervortrat; hier aber ließ volles Kraftbewußtsein und Sicherheitsgefühl den Humor schon gleich anfangs in allen Farben aufblitzen."

Was hier zunächst nur von der Lyrik behauptet wird, das gilt in dem nämlichen Grade auch von der dramatischen Litteratur jener Tage, und hier war es besonders die spezifisch Berliner Posse, die sich des oft in so grellem Kontraste mit der französischen „Großmaulschaft" stehenden Fiaskos ihrer Heerführung als eines willkommenen und ergiebigen Stoffes zu guten und schlechten Witzen mit allem Nachdrucke bemächtigte. Da ist es denn gleich die erste Heldenthat des Heeres der großen Nation, an welcher noch der Kaiser selbst mit seinem Sohne mitgewirkt hatte und die in Paris unter den Auspicien der Kaiserin von den chauvinistischen Zeitungen zu der tragikomischen Scene von dem kugelsuchenden Prinzen und den vor Rührung ob solchen Heldenmutes weinenden Grenadieren aufgebauscht wurde, die, nachdem der widervölkerrechtliche Ansturm der Franzosen auf eine offene Stadt an der besonnenen Tapferkeit nur weniger deutscher Kompagnien so kläglich gescheitert war, wie in vielen derben Volksliedern, so auch in dem humoristischen, einaktigen Kriegsbilde von E. Hirthe „Ein Tag in Saarbrücken" oder „der Franzose in der Mausefalle" ihre verdiente satirische Geißelung gefunden hat.

Der Hauptheld des Stückes ist ein echtes Berliner Kind, Carl, der Lehrjunge bei dem Bäckermeister Walter in Saarbrücken, der sich mit dem selbstbewußten Ausrufe: „Meester, ich bin ein Berliner und die fürchten sich nicht einmal vorn Schutzmann, also schon gar nicht vor so'ne großmäulige Franzosenbrut!" für seinen Herrn in einen Zweikampf mit dessen unverschämter Einquartierung, dem Franzosen Boquin

einläßt, wobei es ihm gelingt über den mit pfiffiger Liſt zu Falle gebrachten einen Backtrog zu ſtülpen, auf den er ſich ſchleunigſt mit aller Wucht ſeines Körpers hinaufſetzt, und nun der auf ſeinen Jubelruf: „Eine Mauſefalle — ich habe ihn" herbeieilenden Familie die draſtiſche Erklärung giebt: „Fritze, ich ſitze auf der Spitze der Civiliſation!"

Dieſer Humor der witzigen Kinder aus „Spree-Athen" macht ſich nun in allen Lagen des an Wechſelfällen reichen Kriegeslebens geltend, und als nach den raſch auf einanderfolgenden glänzenden Siegen die langwierigen Belagerungen von Metz, Straßburg und Paris die Geduld und Ausdauer unſerer mutigen, immer vorwärtsſtrebenden Krieger auf eine harte Probe ſtellten, auch da war es ſeine unverwüſtliche Kraft, die das Herz ſelbſt unter den ärgſten Beſchwerden des Lagerlebens, unter Hunger, Durſt und einer ſeltenen Ungunſt der Witterung friſch erhielt und jene wahrhaft prächtig-komiſche Vorpoſten-Poeſie zeitigte, von der uns die koſtbarſten Perlen, wie jenes Berliniſche:

„Hier is et kalt und zucht och ſehr"

oder

„Es iſt eine ſchöne Gegend
Um dieſe Feſtung hier,
Und wenn es manchmal nicht regnet
So ſieht man was von ihr"

aus den Volksliedern noch in Erinnerung ſein werden. Ja, das einzige, was hier trocken,

Waren Kehle und Humor" —

ſo befangen die Soldaten ihre bei dem unaufhörlich ſtrömenden Regen oft ſo klägliche Lage, und ſo ſchildert uns auch derſelbe Dichter, deſſen gewitzter Berliner Bäckerjunge jenem unverſchämten Franzoſen Boquin die „Saarbrücker Mauſefalle zu ſtellen wußte, der Dichter E. Hirthe in einem einaktigen militäriſchen Schwanke „Auf Vorpoſten bei Metz" einen nicht weniger flotten Berliner Infanteriſten, Blaumüller mit wohlbekanntem Namen, der uns über die Verhältniſſe ſeines Magens ſogleich die unzweideutige

Aufklärung giebt: „Donnerwetter, ich habe einen Hunger im Leibe — es iſt zwar alles, was ich drinn habe, aber der iſt nicht von Pappe.“ Doch, trotzdem ihn „das Pech verfolgt hat, von den Liebesgaben nichts weiter erhalten zu haben, als ein Buch mit dem ſchönen Titel „Verzeichnis aller bisher geſammelten und verſendeten Liebesgaben für unſere braven Truppen im Felde“ — ein Buch, das er nachher einem gefangenen Franzoſen geſchenkt hat, damit „die ſich wenigſtens ärgern, was die deutſchen Truppen bei Metz für ein gutes Leben führen“, — trotzdem ſind die Kräfte ſeiner Seele noch lange nicht gebrochen, denn — ſetzt er zu obigem Stoßſeufzer gleich hinzu — „es ſchadt niſcht — alles vor's Vaterland! Alle für einen und einer für alle! Leben und leben laſſen!“ Und nun entwirft er uns ein draſtiſches Bild von allen ſeinen Freuden und Leiden auf einſamer Wacht, die jetzt aber ein braver baieriſcher Kamerad und Waffenbruder Kernhuber, der ihm bei Wörth das Leben gerettet, mit ihm teilt — ein Freundſchaftsbund, den ſie denn auch allen Deutſchen als Muſter in dem Kouplet aufſtellen:

„Niemals wollen wir uns trennen,
Immer laßt uns einig ſein,
Uns ſtets freudig Brüder nennen,
Das bringt Ehre uns allein!
Niemals ſoll das Band zerreißen,
Darnach ſtrebe jeder hin:
Einig Baiern, Sachſen, Preußen,
Alle Deutſchen nur ein Sinn.“ —

Es wäre nun wunderbar, ſollten wir hierbei im Kriegsdrama nicht auch dem eigentlichen Schöpfer aller Vorpoſten-Poeſie, unſerm unſterblichen Füſilier Kutſchke begegnen! Vielmehr „Kutſchke iſt immer der erſte, der auf Feldwache muß — das verſteht ſich — davor bin ich Kutſchke,“ ſo belehrt er uns ſelbſt über ſeine gewichtige Stellung im Heere in der humoriſtiſchen militäriſchen Soloſcene „Kutſchke auf Vorpoſten“ von M. Bauermeiſter. Er iſt überhaupt „die Charakterfigur eines deutſchen Wehrmannes, ja der vollendete Typus des als

Perſon gedachten geſamten Volkes in Waffen", darum wird er denn auch überall dazu berufen, im Kreiſe ſeiner Kriegskameraden die Hauptrolle zu ſpielen; beſonders im Lager vor Paris, wie uns dies in einem der gelungenſten militäriſchen Schwänke: „Im Lager vor Paris oder Füſilier Kutſchke" von E. Hildebrandt geſchildert wird.

„Was aber ſagſte nun, Paris?
Nu wird dir doch bald eklich mieß!
Du grande nation, nu ſieh' mal her:
Da liegſte nu und jappſt nich mehr!"
„Nu ziehſte mit dem Heidenkorps
Wohl nich durchs Brandenburgerthor,
Nu ſchreiſte nich mehr: à Berleng
Futſch biſte — Schneddereng dendeng u. ſ. w."

Mit dieſem Chorliede werden wir mitten in das fröhliche Lagerleben der deutſchen Soldaten vor Paris verſetzt, die hier Süddeutſche, wie Norddeutſche in gemeinſamer Freude, die einen beim Feldkeſſel, die andern beim Kartenſpiel ein Bild einträchtigſter Kameradſchaftlichkeit gewähren.

Den Mittelpunkt dieſes Soldatenkreiſes bilden auch hier als die Repräſentanten des Nordens die gemütlichen Berliner Kameraden, zunächſt die beiden, dem Namen nach ſo wohlbekannten Schultze und Müller, von denen der erſte dieſem unter ihnen herrſchenden Tone der Brüderlichkeit den klaſſiſchen Ausdruck giebt: „Wir wollen ſein ein einig Volk von Brüdern! Een Herz eene Seele und — eene Erbswurſt", was dem kleinen Sächſer Krempel den ſtaunenden Ausruf entlockt: „Gott Strambach! der Perliner is doch een beleſenes Luderchen!" Indes er ſetzt gleich hinzu: „O mir Sachſen, mir ſein ooch nich zu verachten! Mir ſein ganz ſackerlotſche Kerls! Man kleen, aber niedlich — und wer uns giftig macht, der — Herrjemerſchnee — der kann's gut haben." Dann iſt da der gutmütige Württemberger Spätzle, der mit ſeinem freundlichen: „Dös mein i auch, Brüderle" der Meinung der andern gerne beipflichtet, wogegen des hartköpfigen Baiern Hyſl beliebter Kraftausdruck lautet: „Wer's net glauben will, dem

hau' i a ſakriſche Watſchen 'runter;" denn, wie er treuherzig eingeſteht — als die andern es ihm gerne beſcheinigen, daß er ſolche Watſchen in Frankreich von Weißenburg an reichlich ausgeteilt habe — „die Baiern raufe gern; es is aber auch a wahre Freud' z'raufen, wenn a'n ka Landrichter ſcheniert!" — eine bairiſche Charakter-Eigentümlichkeit, die wir bereits in dem erſten Vortrage bei dem Drama „Gewonnene Herzen" kennen gelernt haben. Eben ſo wenig ſchämt er ſich ſeiner zweiten Stammes-Liebhaberei, des leidenſchaftlichen Biergenuſſes; denn er ſetzt gleich hinzu: „Schaut's Leute, ſagte der Major bei Weißenburg, jetzt iſt's neun Uhr, z' Weißenburg wird um zwölfe a friſches Fäſſ'l ang'zapft — wer z'letzt kommt, kann's Maul wiſche! Da war ka Halte mehr, a jeder wollt' d' erſte ſein." —

Ueber alle aber ragt Kutſchke, ſeiner Geburt nach hier ebenfalls wie im vorigen Stücke ein Berliner, der — ſtolz lieb ich den Spanier — in der dritten Scene mit dem Liede in ihre Mitte tritt:

„Auguſt Kutſchke heiße ich, bin wohlbekannt
In dem ganzen, lieben deutſchen Vaterland."
„Auguſt Kutſchke heiße ich, bin Füſilier,
Vor Paris, da krauche ich ſchon lange hier."
„Schiller, Göthe, Wieland, Leſſing, alles Schund,
Ja die Poeſie, die iſt jetzt, auf den Hund;
„Aus der tiefen Nacht, da ſchaut nur einer vor:
Auguſt Kutſchke, ſtrahlend wie ein Meteor."
„Die franzöſ'ſche Sprache, ja die iſt wohl ſchön,
Mancher aber kann ſie doch nicht recht verſteh'n" —
„Deine Sprache aber kennt man weit und breit,
(ſeinen Säbel ziehend)
Das iſt die Grammatik Touſſaint-Langenſcheidt!" —

Dieſe ſeine grammatikaliſchen Kenntniſſe nun verdankt er in erſter Linie ſeinem Großvater, der ihm beim Abſchiede unter andern ſchönen Regeln auch die folgende mit auf den Weg gegeben: „Auguſt, wenn Du Deine Flintenkugeln als Konſonanten benutzt und die fünf Finger der rechten Hand auf eine Franzoſenbacke gelegt als Vokale, dann wirſt Du Dir, ohne Weiteres von der Sprache zu verſtehen, in Frankreich überall

durchſchlagen." Und damit hat er, wie die Deutſchen überhaupt, ſich denn auch gründlich durchgeſchlagen. „Napolium wollte uns ſchwarz auf weiß beweiſen," fährt er fort, „daß ſchwarz weiß rot keine ſchöne Farbe ſei, deshalb zogen wir ſchwarzrotgold auf und haben ihm den Beweis braun und blau beigebracht, den Napoliums ſowohl auch den Republikers." Und was nun die künftige Regierungsform in Frankreich betrifft, ſo wird er ſeinen Plan nächſtens Bismarck zuſtellen, und dieſer iſt ſehr einfach; nämlich „wenn wir Elſaß und Lothringen, was uns von Gott- und Rechtswegen gebührt, erſt genommen haben, dann macht Bismarck zwei Striche über die Landkarte, was richtig 4 Viertel abgiebt. In die eine Ecke ſtellt er die Republiker, in die andere die Oleums; das dritte Viertel kommt an die Bonbons, und das letzte bleibt für Napolium. — Ich ſage euch, es dauert nicht lange, dann haben ſich die 4 Parteien gegenſeitig aufgefreſſen — wir nehmen das ſchöne Land in Beſitz, und wenn das Glück gut iſt, werde ich als Auguſt der Erſte Kaiſer von Frankreich."

„So'ne tiefe Erkenntnis politiſcher Zuſtände" haben ihm ſelbſt ſeine darob herzlich lachenden Kameraden nicht zugetraut; aber Kutſchke weiß eben auf allen Gebieten ſich die Bewunderung und damit auch die Herzen der Menſchen zu erobern, und ſo gehört ihm denn auch allein die Liebe der vielumworbenen Marketenderin Caroline, der „reizenden Hebe aus Spree-Athen," die mit einſtimmigem Vivat von allen Soldaten begrüßt — denn ſie hat ſoeben für ſie ein Fäßchen Cognac Prima-Sorte requiriert — das farbenreiche Bild des fröhlichen Lagerlebens vollendet. Doch Kutſchke iſt augenblicklich geſpannt mit ihr „wie Louis mit Bismarck", er hat ſie im Verdacht der Untreue und iſt nun eiferſüchtig „wie'n Türke." Aber es beruht dieſes nur auf einem Mißverſtändniſſe ſeinerſeits, wofür er auch alsbald reuig Abbitte leiſtet; denn die „Umärmelung," in welcher er ſein Linchen mit einem vermeintlichen Franzoſen geſehen, ſie galt ihrem leiblichen Bruder Spillicke, der, ein etablierter Schneider in Paris, bei ſeiner Vorliebe für Frankreich es unterlaſſen

hatte, dem Ausweiſungs-Dekrete der Deutſchen Folge zu geben und dieſerhalb denn auch bald von den Franzoſen unter die Turkos geſteckt worden, um das bedrängte Vaterland zu retten. Indes die Vorgänge in der blokierten Hauptſtadt haben ihn von ſeiner Neigung „für das Franzöſiſche im allgemeinen und für Paris insbeſondere" ſo gründlich kuriert, daß er jetzt ausruft: „Paris! Caroline, ſprich mir von allen Schreckniſſen der Hölle, nur von Paris ſprich mir nicht! Paris! Verdammte in der Hölle ſprechen das Wort nur mit Grauſen aus. — Wenn ich nur daran denke, fängt mir ſchon an zu hungern. Ich ſage Dir, Caroline, die verhungernden Grafen Ugolino haben's noch gut gegen uns gehabt. Hungern, und doch nich ganz verhungern zu können, abmagern, und doch kein vollſtändiges Gerippe zu ſind, is mehr wie gräßlich. — Und als es ſo um Weihnachten rum war, und ich daran dachte, daß ſie zu Hauſe geſchlachtet hatten — in Paris bekamen wir damals pro Tag eene Flaſche Wein und'n halben Katzenſchwanz — den Braten aßen die Offiziere — und ich an die Wurſt dachte und an die Speckſeiten und an den Schweinebraten — und wie ich mir dann meinen halben Katzenſchwanz anſah, — da kriegt ihr Dir een Heimweh, Caroline, een Heimweh, daß ich's nicht mehr aushalten konnte." —

„Und dazu noch die Lügen, die in Paris über den Krieg verbreitet wurden — der ſelige Münchhauſen wäre ein Kind dagegen geweſen. Prinz Friedrich Carl iſt gefallen, ſchrieb die eine Zeitung, der Kronprinz iſt gefangen, die andre, die Seeſtädte Meſeritz und Inowrazlaw werden blokiert, Berlin bereits von unſrer Flotte bombardiert." — So hat er denn die erſte Gelegenheit benutzt, um mutig auszukneifen und ſich als Kriegsgefangener in die Arme ſeiner liebenden Schweſter führen zu laſſen." —*)

*) Eine Fortſetzung zu dem Hildebrandtſchen Stücke hat neuerdings F. Volger in dem einaktigen Schwanke: „Krieg und Frieden, oder Kutſchke als Budiker" geliefert (Landsberg a. W., Volger und Klein 1881), worin uns Kutſchke's Freuden und Leiden in ſeiner Ehe mit obiger Marketenderin geſchildert werden.

Ganz ähnlich ist die Situation, die uns in dem einaktigen humoristischen Zeitbilde: „Vor Paris" von J. Böhm geschildert wird. Hier ist es ein deutscher Gärtner, der, in Paris mit Gewalt in die französische Mobilgarde eingereiht, die erste Gelegenheit benutzt, sich aus der unerträglichen Lage zu befreien und zu den deutschen Vorposten überzugehen. Er hat dabei das Glück auf den Sohn seiner früheren Herrschaft in Deutschland, den freiwilligen Ulanen Walther zu stoßen, der ihn freundlich empfängt und ihm wieder die alte Stelle in dem Hause seiner Eltern verspricht; und, um sein Glück voll zu machen, findet er hier auch in der Marketenderin des Lagers seine Geliebte wieder, die ihn alsbald mit den Worten begrüßt:

„Drum, Bertrand, nur nicht raisoniert,
Sofort wirst Du jetzt annektiert,
Denn Deutschlands Wahlspruch ist auch mein:
Mein Vaterland muß größer sein!" —

Doch zurück zu unserm Füsilier! Nicht immer bewahrt die Muse ihren Liebling vor den Kugeln der Feinde; auch er bleibt dem wechselnden Loose des Krieges unterworfen! Ja in dem dreiaktigen Original-Volksstücke von H. Jantsch ist er schon „bei Spichern durch einen Streifschuß in's linke Bein zu einen steifen Fuß gekommen," wie es gleich zu Anfang von ihm der kleine 8jährige Berliner, der sich mit Stolz als den Jungen von's 41. Regiment, wo Kutschke stehe, bezeichnet, berichtet. „Weil nun der Aermste mit seinem Leiden," wie sein Sergeant Neumann bedauernd hinzufügt, jedem Witterungswechsel unterworfen ist — „gerade wie die deutsche Einheit," wie er selbst meint, — so hat er sich einem Transporte von gefangenen Turkos und Zuaven angeschlossen, denn sagt er: „Ich denke mir, mein Kopf und Herz und det Gestell (auf den gesunden Fuß zeigend), det ist Deutschland, der kranke Fuß ist Baiern, da werd ich mir denn in Berlin eine Bismarcksalbe holen." Aber nicht diese allein wird ihm hier in seiner Vaterstadt unter der sorgsamen Pflege liebreicher Herzen zu teil; bei dem vernünftigen Gebrauch, den er „von seinen paar Unzen Gehirn zu machen versteht," wo

durch er das Haus ſeiner Wohlthäter vor einer Familientragödie bewahrt, wird er reich beſchenkt und damit ein gemachter Mann. —

Doch wie einſt um des unſterblichen Homers Wiege ſieben Städte geſtritten, ſo ſtritten ſich im Drama die Hauptſtädte Deutſchlands um den Ruheſitz ihres unſterblichen Kutſchke, und Dresden iſt's — die Stadt der Kunſt, die in dem Zeitgemälde „Kutſchke in Nanzig und Dresden" von Joſef Feller (in 2 Aufzügen) denſelben Ruhm wie Berlin für ſich beanſprucht.

Was der Verfaſſer in dem Vorworte verſpricht, „in dieſem kleinen Beitrage zur Kutſchke-Litteratur" ein Miniaturbild des Rieſenjahres 1870 zu geben, iſt ihm wohl gelungen: denn es kommt in der That mit all dem Großen, was es geboren, zu befriedigender Geltung; ganz beſonders aber hat es der Verfaſſer verſtanden all' die charakteriſtiſchen Züge, die uns die Kutſchkes Namen tragenden Volkslieder im einzelnen ſo intereſſant machen, in der Perſon ſeines Helden ſo geſchickt zu vereinigen, daß wir mit dem Rat Wildenſtein im Stücke unwillkürlich ausrufen müſſen: „Der ganze Kutſchke, wie ich ihn mir gedacht habe." Der Dichter hat eben ſeine Naturgeſchichte am vollſtändigſten zu geben gewußt.

Es iſt auch hier der Sturm auf die Spicherer Höhen, bei dem Kutſchke ſeinem ſchwerverwundeten Lieutenant Fr. Wildenſtein die tötliche Wirkung eines „gut gemeinten franzöſiſchen Säbelhiebes" mit ſeinem eigenen Leibe abgefangen hat, weshalb ſie nach der Schlacht zur Heilung ihrer Wunden in Nanzig haben zurückbleiben müſſen. Wie ſehr es ihn nun auch ärgert, daß derweilen, während ſie vor dem „vertrakten Nanzig" ſtill ſitzen und ſich langweilen müſſen, die Hauptarmee ohne Aufenthalt gen Paris vormarſchiert, „nachdem ſie nebenher noch einen kleinen Abſtecher nach Sedan gemacht und geſchwind im Vorbeigehen ſo etliche 100,000 Franzoſen mitſamt ihrem Napolium gefangen hat — die Liebe iſt es, die ihn gleichwie ſeinen Herrn auch hier in dem Hauſe eines enragierten Deutſchen-

haſſers, des franzöſiſchen Gutsbeſitzers Duval, zu entſchädigen weiß: ſein Lieutenant liebt die Tochter des Hauſes, die ſchöne Margot, die auch ihrerſeits dem verwundeten feindlichen Krieger mit ganzem Herzen zugethan iſt, während es ſeinem Burſchen, unſerm Kutſchke, die „kleine Hexe, das hübſche Kammerkätzchen Agnes," angethan hat — zwei Liebespaare, die uns in manchen Zügen an Leſſings Minna von Barnhelm erinnern. Doch Kutſchke hält es als deutſcher Jüngling, der „ſich nicht ſo mir nichts, dir nichts küſſen läßt, beſonders nicht von einer Franzöſin", zunächſt noch für nötig etwas ſpröde zu thun; denn — betont er dem ſchelmiſchen, ihn ob ſolchen Gebahrens foppenden Mädchen gegenüber — „ich bin ein deutſcher Füſilier und — ein Dichter, ein Poet, ein Leier und Schwert, wie unſer Körner, der mit dem Schwerte wahr gemacht, was er mit der Leier geſungen;" „Liebesliedchen" aber, die nach ihrer Meinung das Weſen der Poeſie ausmachen und die ſie darum auch von ihm für ſich beanſprucht, „das is nich, wohnt nich!" Er macht nur patriotiſche Begeiſterungslieder, geharniſchte Sonette; ſein Ruhm durchſtrömt die halbe Welt, — ſeinen Namen und ſeine Werke drucken alle Zeitungen mit großen Lettern, und ſein Napoliums-Lied iſt ein deutſcher Nationalgeſang geworden, gegen den ſogar „Die Wacht am Rhein" in den Hintergrund tritt! Wie in ihm aber der poetiſche Genius erwacht und ihn zu dieſem Liede begeiſtert hat, über dieſes welthiſtoriſche Ereignis giebt er ſeiner Agnes die folgenden prächtigen Details: „Vor Saarbrücken liegt ein Wäldchen, in welchem ich eines Abends auf Vorpoſten ſtand. Es war ſchon duſter, ach ſo duſter, und der Mondſchein ſchien ſchon ſchön. — Da kam die Muſe in weißer Blouſe hin zu mir, dem Füſilier. Und ſie reichte mir ſo leichte, wie mir däuchte, mit Würde und mit Feier ihre Lilaleier und ich ſang:

„Was kraucht da in dem Buſch herum?"

Agnes kann ſich nun zwar nicht in dem letzten Verſe (dem 5., einem Zuſatzverſe, der zu dem eigentlichen Kutſchke-Liede

nicht gehört, ſondern erſt ſpäter auf der Redaktion des rheiniſchen Kouriers entſtanden iſt *):

„Und die franzöſiſche Großmaulſchaft,
Auf ewig wird ſie abgeſchafft!
Auf nach Paris! den richt'gen Lohn,
Dort geb'n wir'n der grande nation"

mit der franzöſiſchen Großmaulſchaft einverſtanden erklären, worin ihr Kutſchke völlig Recht geben muß, denn: „das geht uns Deutſchen ebenſo, mit der können wir uns auch durchaus nicht einverſtanden erklären"; im übrigen findet ſie aber das Lied „klaſſiſch, ach ſo klaſſiſch," daß Kutſchke über dieſe Seelenſympathie entzückt aller Sprödigkeit vergißt und mit einem Kuſſe den Herzensbund beſiegelt; ja, er verſpricht ihr ſogar, ſie ſamt ihrem Fräulein, vorausgeſetzt, daß ſein Herr Lieutenant damit einverſtanden iſt, — wenn es nicht anders geht, zu entführen, allerdings nicht gleich, aber auf dem Retourwege; jetzt müſſen ſie erſt ein wenig in Paris einziehen und das Gebäude krönen, denn Napoliums Dachſtuhl ſei eingeſtürzt. Dazu aber könnten ſie nicht ſo viel Gepäck mitnehmen, denn ſie ſeien keine Mac-Mahöner, wie der General von Wörth — eine Eröffnung, die dieſer „Roſe von Franzoſin" faſt den — wie ſie ſelbſt zugiebt — höchſt unpatriotiſchen Wunſch entlockt, daß ihnen Paris ſeine Thore recht bald öffnen möge. —

Doch ſo freundlich ihnen auch im feindlichen Lande das Glück der Liebe lächelt, Kutſchke behält dabei als guter Soldat ein wachſames Auge für die vielfachen Gefahren, die ihnen hier in ihrer vereinzelten Lage von dem Haſſe einer fanatiſierten Bevölkerung in jedem Augenblicke drohen. „Vorſicht, Erbswurſt, Hafergrütze iſt zu vielen Dingen nütze," das bleibt auch jetzt ſein bewährter Wahlſpruch, und ſo gelingt es ihnen denn, von der wachſamen Treue ihrer Geliebten rechtzeitig gewarnt, einen hinterliſtigen Ueberfall von fünf Franktireurs mutvoll

*) Vergl. Lipperheide, Lieder z. Schutz und Trutz 4. Sammlung p. 184 über die Entſtehung des Kutſchke-Liedes.

abzuſchlagen. Doch zu ſeinem Entſetzen muß der biedere deutſche Offizier dabei erfahren, daß der eigentliche Urheber ihrer Ermordung — trotzdem er ſich nach Kutſchke ſo unſchuldig wie Jules Favre ſtelle — der Vater ſeiner Margot ſelbſt iſt, der freilich ſeinerſeits wieder darüber außer ſich gerät, in der eigenen Tochter die Braut ſeines Feindes zu erkennen. Noch ſtehen ſie unter dem betäubenden Eindrucke dieſer ſo niederſchmetternden Eröffnungen, da ertönen in der Ferne die Trommelſchläge des Generalmarſches, und auch unſere mittlerweile geneſenen Krieger ſäumen nun keinen Augenblick mehr, dem Rufe zu ihrer Fahne zu folgen, freilich nicht ohne vorher die feſte Hoffnung wiederholt zu haben, wenn der Friede geſchloſſen iſt, ihr Lieb als Weib heimzuholen; zugleich fordert der Offizier ſeine Braut auf, wenn ihr Gefahr drohe, oder man ihr das Leben zu ſchwer mache, ſich nach Deutſchland zu wenden und zu ſeinen Eltern zu fliehen.

Und dort finden wir ſie denn auch zwei Monate ſpäter wieder; auf den Rat der eigenen Mutter hat ſich Margot mit Agnes nach Dresden in das Haus ihres zukünftigen Schwiegervaters, des Rat Wildenſtein begeben und iſt auf das liebevollſte in der deutſchen Familie, deren charakteriſtiſche Eigenſchaft überhaupt ja „friedliche Gemütlichkeit iſt" — wie die Mutter ſagt — aufgenommen worden. Und nun erfahren es denn auch die Eltern zu ihrem nicht geringen Erſtaunen zum erſten Male, als ſie eines Tages in ihrer Zeitung das treffende Erbswurſtlied:

„'Ne ganze Erbswurſt wett ich drauf
Der Krieg hört in Paris erſt auf." *)

*) Das Lied findet ſich hier mit einem neuen Verſe bereichert, es iſt die fünfte Strophe, die alſo lautet:

„Na wart', es kommt nun bald der Tag,
Da ſteigen wir Euch auf das Dach;
Raiſong, nennt es mein Unteroffizier,
Euch beizubringen kommen wir!"

zu leſen bekommen, daß ſein berühmter Verfaſſer der Geliebte des franzöſiſchen Kammermädchens ihrer Schwiegertochter und zugleich der Diener und Lebensretter ihres Sohnes ſei; bis dahin hatte der Vater ihn für ein fabelhaftes Weſen, eine fingierte Perſönlichkeit gehalten; denn — ſo erzählt er — „Kutſchke ſollte doch beim 40. Infanterie-Regiment ſein, und dahin wurden viele Gaben geſchickt, die für Kutſchke beſtimmt waren. Aber da war keiner, der Kutſchke hieß, doch wollten alle Kutſchkes ſein, und von den Geſchenken kam keines wieder retour.“ Darauf kann ihnen denn Margot die Erklärung geben: „Kutſchke war früher preußiſcher Füſilier. Weil er aber bei der Erſtürmung der Höhen von Spichern ihrem Friedrich, der damals noch bei einem preußiſchen Regiment ſtand, das Leben gerettet hatte, bewirkte dieſer, daß Kutſchke ſpäter gleichzeitig mit ihm zu ſeinem jetzigen ſächſiſchen Regiment und ſeiner Kompagnie verſetzt wurde.“

Da giebt ihnen denn der Vater das Lied zum beſten, das er ſoeben wieder in einer Zeitung von dieſem Dichter vorgefunden, worin er ſelbſt ſich über die Myſtifikation, deren Gegenſtand ſeine Perſönlichkeit iſt, luſtig macht:

„Nun geht's mir wie Napolium,
In alle Blätter krauch' ich rum!
Er ſitzt auf Wilhelmshöh' im Matſch,
Und ich, ich ſteh' im Kladdradatſch!

„Und weil beim 40er Regiment
Gar keiner keinen Kutſchke kennt,
Sagt man, 's giebt keinen Kutſchke nich —
Das ſind ich doch ganz wunderlich. —

„Ich treib mir vor Paris jetzt 'rum,
Zu heilen das Delirium,
Was die Pariſer furchtbar quält,
Wie mir mein Unteroffizier erzählt.

„Er ſagt: die Bismarck-Medicin
Die nehmen ſie nicht gerne in,
Doch wenn das Kind auch zappeln thut,
Schad't nich, denn es bekommt ihm gut.“

„Die Pillen giebt die Artill'rie,
Wir aber ſtürmen wie noch nie
Bis an die Tuſſerien im Drab,
Da geb' ich meine Karte ab."

Und während ſie noch bei ſolchen Geſprächen ſeiner Ruhmesthaten gedenken, da tritt der große Unbekannte plötzlich in ihre Mitte und giebt ſich durch die poetiſchen Antworten, die er auf jede Frage der Erſtaunten erteilt, ſo unzweideutig als Kutſchke zu erkennen, daß ſie ſofort auf die Vermutung kommen, den berühmten Dichter vor ſich zu ſehen, und er ſelbſt benimmt ihnen denn auch alsbald alle Zweifel, indem er auf die Frage der Mutter: „Was macht denn der Freund unſeres Sohnes, der Herr Kutſchke," ohne Umſchweife antwortet:

„Es geht ihm wie Napolium,
In alle Blätter kraucht er 'rum;
Bald iſt er hier, bald iſt er dort,
Jetzt richtet er an Sie das Wort! . . —
„Was ſtehn' Sie da und ſchau'n mich an?
Bin auch ein Mann, wie ein andrer Mann —
Nur daß mir Gott die Ehre gann!"

Und da man nun darüber verwundert iſt, daß er immer ſo in Verſen ſprechen kann, erklärt er:

„In meinen Adern rollt ein Blut,
Das es einmal nicht anders thut, —
Ich mag wollen oder nicht,
Alles wird mir zum Gedicht."

Beſonders viel hat er vor Paris gedichtet und ſein letztes Lied, das man hier in Dresden noch nicht kennt, iſt das vom Luftballon:

„Was fliegt dort in der Luft herum?
Das iſt doch nicht Napolium?
Sein Pulver ſcheint noch nicht verpufft,
Napolium ſchwebt noch in der Luft." U. ſ. w.

Auf die Frage aber, woher ihm denn das Feuer der Begeiſterung immer gekommen ſei, es ſei doch ſchon ſo herbſtlich kalt geweſen, und gar keine poetiſche Witterung, entgegnet er:

„Das Feuer kam vom Waſſer,
Waſſer allein thut's freilich nicht,
Zu wäſſerig wird ſonſt das Gedicht,
Es muß auch etwas Brand hinein,
Wir nennen es dann Brandewein!"

Indes ein paſſionirter Triuker ſei er darum durchaus nicht, alles nur zu ſeiner Zeit.

„Wenn man die ganze Nacht im Freien kampiert,
In breiweichem Kartoffelfeld liegend friert,
Womöglich noch vom Regen übergoſſen wird,
Und wenn dann morgens die kalten Herbſtnebel kommen,
Da mach ein Schlückchen Schnaps wohl frommen! —
„Oder wenn es hineingeht in's Gewühle der Schlacht,
Wenn der Donner der Kanonen kracht,
Wenn es blitzt und knallt,
Und der Sterberuf erſchallt,
Wenn die Granate ſauſt,
Und das Pferd vorbeibrauſt,
Wenn die Chaſſepotkugel ziſcht,
Uud den Nebenmann niederwiſcht,
Wenn die Fahne hochflattert,
Und die Mitrailleuſe knattert, —
Dann ſchmeckt ein Schlückchen Branntwein gut,
Giebt dem Soldaten friſchen Mut." —

Was ihn nun nach Dresden führt, das, ſagt er, läßt ſich mit wenigen Worten erzählen. „Wie unſer Neuigkeits-Podbielsky jedenfalls bereits telegraphiert hat, machten die Pariſer vor einigen Tagen einen Ausfall gegen uns, der aber, wie gewöhnlich, ſchlecht für ſie ausgefallen iſt. Wir koncentrierten ſie ſo ſehr auseinander, daß ſie mit einem panſchen Sauve qui pentiſchen Elan an der Spitze der Civiliſation auf Paris zurückavancierten. Da ſie doch wenigſtens eine Siegestrophäe mit zurückbringen wollten, ergriffen ſie, da ſie kein anderes Panier erwiſchen konnten, in der Eile das Haſenpanier. Dabei ſtolperten ſo einige 500 Mann und fielen irrtümlicher, aber unverwundeter Weiſe uns in die Hände. Bald darauf wurde ich zum Korporal und der Lieutenant zum Hauptmann befördert. Auch

wurden wir für unsere Bravour mit zur Exekution des Gefangenen-Transports kommandiert." Jetzt sei er zu ihnen vorangeschickt, um seinen Herrn, den einstweilen noch die Pflicht zurückhalte, anzumelden und so erscheint denn auch dieser bald in der Mitte der Seinigen und wird von allen, namentlich aber von seiner Margot auf das herzlichste begrüßt. — Und das Ende vom Liede?! — Vater Duval, der mittlerweile durch die Siege der Deutschen und den kläglichen Zusammensturz der napoleonischen Macht, sowie durch das Gebahren der Pariser Advokaten, „die sich eigenmächtig die Regierung angemaßt und die hungrig bellende Meute mit Lügenbrocken füttern", von seinem „delirium französicum" geheilt ist, und nun sein früheres Unrecht gegen den Verlobten seiner Tochter und diese selbst eingesehen hat, er trifft mit seiner Gattin noch im rechten Augenblicke in Dresden ein, um das Fest des Wiedersehens gleich zum schönen Verlobungsfeste machen zu können: er giebt dem Bunde seiner Kinder, dem er zuerst schon fluchen wollte, seinen väterlichen Segen, und um sich nicht mehr von ihnen trennen zu dürfen beschließt er sich auch in Sachsens Hauptstadt niederzulassen.

Doch auch des treuen Kutschke wird nicht vergessen; er soll auch seine Agnes heiraten, der Herr Duval zu diesem Zwecke eine Aussteuer verspricht, während der Rat Wildenstein Kutsche selbst zum Verwalter seines Landhauses in Lößnitz einsetzt. Wenn der Friede geschlossen, soll die Doppelhochzeit gefeiert werden. — Da kann denn Kutschke mit Recht am Schlusse ausrufen:

„Nun steh'n wir da im Kreis herum
Und dankens dem Napolium,
Daß uns der Lieb und Freundschafts-Band
Vereinigt an der Elbe Strand.
Hätt' er uns nicht zum Krieg gezwungen,
So wäre das uns nie gelungen." —

So ist denn unser preußischer Füsilier und Berliner Dichter schließlich von einem sächsischen Kollegen annektiert und

auf die klaſſiſche Stätte verſetzt worden, wo einſt Schiller, deſſen Verſe er ſo gerne citiert, gewandelt, als er an ſeinem Don Karlos dichtete — dieſer, wie er ſich einſt ſcherzhaft unter einem humoriſtiſchen Gedichte, das er auf Schloß Loſchwitz beim „Hemderwaſchen" machte *), bezeichnete, als „Haus und Wirtſchaftsdichter" der Familie Körner, Kutſchke aber hat den Dichter ausgezogen und begnügt ſich jetzt mit dem Wirtſchaften allein: denn ſeine Muſe hat geſchwiegen ſeit den glorreichen Tagen der Jahre 70 und 71, und wir können ja auch nur wünſchen, daß nicht ſo bald wieder ein neuer Krieg ihm das poetiſche Blut in ſeine Adern treiben möge. —

Doch bevor wir von unſerm berühmten Freunde völlig Abſchied nehmen, können wir es nicht unerwähnt laſſen, daß er uns ſchließlich auch als König des Humbugs vorgeſtellt wird, der jenen berühmten und berüchtigten amerikaniſchen Spekulanten Phinces Taylor Barnum kopiert. Es geſchieht dies in einer Frankfurter Lokal-Poſſe, dem 2aktigen dramatiſchen Scherze „Hampelmann auf Wilhelmshöhe und im Kyffhäuſer von Fr. Stoltze."

So wie jener Barnum einſt mit Jenny Lind, ſo zieht Kutſchke hier mit der durch ſeine Künſte dupierten Kaiſerin Eugenie nach Amerika, während Hampelmann aus Frankfurt auf Wunſch ſeines bon frère und alt ami Napoleon für dieſen vom alten Barbaroſſa das Kyffhäuſerlokal mietet, da es ihm auf Wilhelmshöhe zu unheimlich geworden. Zwar hat der alte Kaiſer noch volle tauſend Jahre Kontrakt, doch hat er ſich Aftervermietung vorbehalten, und hierzu iſt ihm Napoleon der liebſte, denn — ſagt er:

„Den kenne ich aus ſchweren Träumen!
Der iſt mir recht! Da ſchlag ich ein!
Der ſoll in des Kyffhäuſers Räumen
Auch tauſend Jahr begraben ſein!
Sein Knebelbart, gleichfalls von Flachſen,

*) „Bittſchrift" heißt der Titel dieſes von Goedeke in ſeiner großen Schiller-Ausgabe IV. p 17 mitgetheilte Gedicht.

Wird gegen mich im Vorteil ſein:
Er braucht den Tiſch nicht zu durchwachſen,
Da iſt bereits ein Loch ſchon drein.
Hier ſoll er ſitzen wie auf — Kohlen,
Und harren ſoll er auf die Zeit,
Da ihn ſein Volk wird wieder holen
Samt der verſunknen Herrlichkeit." —

Doch in der Figur des Kutſchke hat das Drama jener Tage ſeinen Humor noch keineswegs erſchöpft: vielmehr tauchen immer neue Geſtalten aus dem reichen Kalleidoſkope der komiſchen Muſe hervor, ja es thut ſich hier ſogar vor unſern Blicken ein großes Kriegs-Diorama auf — eine Bezeichnung, die der Dichter O. Mylius für ſeine Poſſe „Preußens Siegeszug" oder „Von Berlin nach Paris" gewählt hat, weil hier der ganze Feldzug in zehn auf drei Akte verteilten Bildern:

I. 1) Zu den Waffen;
2) Auf nach Frankreich;
3) Bei Weißenburg;
II. 4) Die Preußen in Chalons;
5) Wie man Turkos fängt;
6) Mac-Mahon;
7) Vor Sedan;
III. 8) Mit Sturm;
9) Im Feldlager vor Paris;
10) Germanias Sieg —

unter den Strahlen des treffendſten Berliner Witzes, dem es auch an vielfachen „Kalauern" nicht mangelt, ſeine vielſeitigſte Beleuchtung erhält. *)

Die Träger der Handlung ſind drei höchſt verſchieden geartete Liebespaare, denen Germanias Sieg die Erfüllung ihrer Wünſche bringen ſoll. Ernſt iſt der Ton, der in dem

*) Bemerkenswert iſt die ſtellenweiſe Uebereinſtimmung der Kouplets des Hirtheſchen Stückes „Ein Tag in Saarbrücken", mit dem vorliegenden und zwar H. No. 2 = M. No. 9: 1—3, mit einer einzigen kleinen Aenderung und H. No. 4: 1, 2, 3 = M. No. 10: 3, 4, 5. —

ersten Verhältnisse waltet, das zwischen Julius v. Hallerstein und Anna, der Tochter einer Beamtenwitwe, Frau Heimer, besteht — eine „unebenbürtige" Verbindung, zu welcher der Vater jenes, der Major von Hallerstein nur unter der einzigen Bedingung seine Zustimmung geben will, wenn der Sohn, an dessen Mut und Tüchtigkeit als Soldat er zweifelt, sich durch Bravour im Kriege auszeichnet und mit Orden geschmückt als Major in die Heimat zurückkehrt.

In komischem Kontraste hierzu steht der Landwehrmann und Unteroffizier Wilhelm Kunze „echtes Berliner Vollblut," wie er von sich selbst rühmt, mit seiner Charlotte Vierpfünder; einer „reizenden Teltower Rübe," die sich der Kochkunst in dem Hause des Majors von Hallerstein befleißigt; indes wie ihr Geliebter seine freudige Begeisterung für den Krieg in dem Liede ausspricht:

„Bin wieder eingezogen nu,
Das ist so was für meinen Geût,
Wahrhaftig meine Freud' ist groß,
Der Krempel geht nun wirklich los.
Jetzt will ich aber zeigen mir,
Nu lieber Louis, freue Dir!
Ich schone nichts, fang ich mal an,
Als echter Preuße denk ich dann:
Druf wie Blücher" —

so wird auch ihr Herz von den nämlichen Gefühlen beseelt; denn — singt sie:

„Wie gerne griff' ich zum Gewehr,
Mit frischem, flottem Sinn,
Nur schade, es ist ein Malheur,
Daß ich ein Mädchen bin." —

Und als sie nun gar von dem Institute der Marketenderinnen hört und Kunze ihr die drastische Erklärung giebt: „Eine Marketenderin ist eine weibliche Soldaten mit Schinkenstullen, Brot, Butter, Käse, Wurst, Kümmel und Kognak Versorgungs-Maschine," da ist ihr Entschluß sogleich gefaßt, sie weiß, wo

Liebe und Vaterlandsgefühl ſie hinrufen: „Auf nach Frankreich,“ lautet ihre Parole.

Doch ſie hat noch einen zweiten Anbeter: Fritz, den Aufwärter beim Major, der an dem Geburtsfehler der Dummheit — denn er ſtamme aus Rixdorf — und dem Erbfehler der Plump- und Rohheit — denn ſein Vater ſei Kutſcher geweſen, daher ſeine Pferdenatur — leidet, er beſtürmt ſie im Angeſichte des großen, großen Unglückes, das ihm paſſiert ſei, nämlich zur Geſtellung vor die Kreis-Erſatz-Kommiſſion geladen zu ſein, mit der Liebeserklärung: „O! Lotte, Du weißt, wie ich Dich achte, wie ich nach Dir ſchmachte, nach Deiner Liebe trachte“; — aber ſtatt der gewünſchten Umarmung erhält er die Abweiſung: „Na man immer ſachte; Lichte ſind keene Dachte.“ — Dafür ſchlägt für ihn in rührender, freilich wieder von ihm nicht geteilter Liebe das Herz der Wirtſchafterin Kunigunde, die ihm — wie Marie Möllers in Reuters Stromtid ihrem Triddelfritz — gerne ein Geſtändnis der Liebe erpreſſen möchte, aber ſelbſt Goethes ſchöne Worte:

„Tritt den Frauen zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort.“

alſo Kourage Fritz! — vergeblich citiert. „Die alte Schraube hat' 'nen Vogel“ — das iſt einſtweilen ihr ſchnöder Lohn!

Doch der Gott der Schlachten, der Deutſchlands Waffen mit ungeahntem Erfolge geſegnet, er ſetzt auch ihrer duldenden und aufopfernden Liebe trotz aller Abweiſungen die Krone auf! Wie Anna ihren Julius, Charlotte ihren Wilhelm, ſo eilt auch Kunigunde ihrem „geliebten Jüngling“ in den Kampf nach, und wenn er auch dieſe Sehnſucht und Beſorgnis um ihn zunächſt wieder mit dem trockenen: „Wat ick mir daſor koofe! da hätteſt Du lieber zu Hauſe bleiben ſollen“ abweiſt, ſie läßt ſich nicht abſchrecken, ja, als man ihr ſpäter, um ſie los zu werden, vorredet „Fritz ſitze in Dijon gefangen,“ da ſtürzt ſie ohne der Gefahren zu achten, mit dem energiſchen Ausrufe fort: „Sie müſſen mir meinen geliebten Jüngling

wieder herausgeben, oder ich stürme die Festung, bis sie kapituliert." — Eine so zärtliche und zugleich so kourageuse Liebe müßte ja aber schließlich auch einen Stein erweichen, und so bedarf es denn bloß noch der ermutigenden Zurede seiner mittlerweile selbst glücklich gewordenen Freunde, und auch Fritze stürzt —

„Halb zog sie ihn
Halb sank er hin" —

seiner treuen Kunigunde gerührt in die Arme; denn — meint er — „genau betrachtet, ist sie gar nicht so alt und so häßlich — wie sie aussieht." —

Das ist der Faden, wie er sich durch jene zehn Bilder hindurch zieht, die uns — wie aus ihren schon mitgeteilten Sujets hervorgeht — die Deutschen wie die Franzosen in bunter Mannigfaltigkeit nach ihrem eigenartigen Kampfes- und Lagerleben darstellen und dabei der deutschen Tapferkeit den Preis erteilen; denn auch unser dritter Held und Liebhaber Fritze — das sei schließlich noch zu seiner Ehrenrettung hinzugesetzt, — der sich anfangs bei dem Gedanken an den Krieg und das Totschießen so furchtsam gebärdete, er steht im Kampfe mutig seinen Mann.

Wenn sich nun in den bisherigen Stücken die dramatische Muse vorzugsweise auf dem großen Schauplatze des gewaltigen Kampfes bewegte und bald mit ergreifendem Ernste, bald mit erquicklichem Humor die Haupt- und Staatsaktionen selbst begleitete, so flüchtet sie sich auch wieder aus dem stürmischen Kriegesleben hinaus in die idyllische Ruhe eines traulichen Pächterhofes und führt uns hier in die Mitte von Gestalten, die uns seit langer Zeit her lieb und wert geworden sind. Vor allem ist es das alte und dennoch, „ewig jugendlich-frische" Paar „Kurmärker und Pikarde", das solcher Gestalt in jenen glorreichen Tagen sein 40jähriges, also fast schon goldenes Bühnenjubiläum feierte. „Denn von dem Augenblick ab" — sagt der Verleger E. Bloch in der Vorrede zur neunten Auflage dieses Stückes, der im Jahre 1875 bereits eine zehnte gefolgt ist — „von dem Augenblick

ab, wo der Fuß des ersten deutschen Soldaten französischen Boden betrat, war dies Genrebild von Louis Schneider wieder so neu und frisch und lebendig geworden, als sei es im Kriegsjahre 1870 erst verfaßt;" es bedurfte daher nur „einiger ganz kleiner Lokal-Aenderungen", um dieses allbeliebte Stück, das sich so lebendig in dem Bewußtsein des deutschen Volkes erhalten hatte, „wie für die großen Befreiungskriege 1813—15, so nun auch für den neuen großen Freiheitskampf völlig zeitgemäß erscheinen zu lassen. Indem nun der Verleger E. Bloch in dieser neuen Kriegsauflage von diesem Gesichtspunkte sich leiten, im übrigen aber „pflichtschuldigst die treffliche Arbeit unberührt" läßt, giebt er zugleich in dem schon erwähnten Vorworte folgende interessante Daten über den Verfasser, der zugleich sein eigener Kurmärker war, und seine berühmte Pikarde.

„Der Verfasser Louis Schneider," — heißt es hier — „damals noch Königlich Preußischer Hofschauspieler in Berlin, schrieb den Kurmärker für sich, die Rolle der Pikarde für die damals ebenfalls am Berliner Hoftheater engagierte Tänzerin Adele Polin, eine geborene Französin. Beide Künstler wurden in unzähligen Darstellungen vom Hofe und vom Publikum bejubelt und in jeder Weise ausgezeichnet." Adele Polin verließ das Berliner Hoftheater später, kehrte in ihre Heimat zurück und heiratete einen berühmten Maler in Versailles. Louis Schneider verließ ebenfalls die Künstlerlaufbahn, beschäftigte sich mit literar-historischen Studien, siedelte nach Potsdam über und wurde Vorleser des Königs von Preußen und als solcher Königlicher Geheimer Hofrat. Der deutsch-französische Krieg rief ihn im August 1870 mit in des Königs Hauptquartier, das bei der Belagerung von Paris bekanntermaßen zu Versailles aufgeschlagen wurde. Eines Tages erinnerte sich der Geheime Hofrat L. Schneider, daß er sich in allernächster Nähe seiner ehemaligen Pikarde befände; er suchte sie auf — sie war vor dem Kurmärker entflohen! Diese pikante, so eigentümliche Episode ist in folgendem zierlichen Gedichtchen geschildert, das seiner Zeit in einem Journal erschien:

„Herr Schneider hatt' 'nen Stein im Brett
Bei König, Hof und Garde.
Dieweil er ſchuf einſt die Bluett:
„Kurmärker und Pikarde."
Er ſchuf das Stück und ſpielte drin,
Die Polin war die Partnerin,
Die reizendſte Pikarde."

„Sie war ſo nett, ſie war ſo friſch:
Nie war der Beifall ſtärker,
Als wenn ſie ſchwebte zauberiſch
Im Tanz mit dem Kurmärker.
Das ſind jetzt vierzig Jahre g'rad,
Kurmärker ward Geheimerat,
Nach Frankreich ging Pikardchen."

„Jetzt aber kam die Zeit, da trieb
Napoleon es ins Tolle,
Daheim nicht König Wilhelm blieb,
Nicht Kurmärker, der „olle".
Es nahm der König mit zur That
Den Kurmärker-Geheimerat
Zum Lande der Pikarde."

„Der König jeder Zoll Soldat,
Der führt in der Bataille;
Er kommt mit dem Geheimerat
Auch nach der Stadt Verſailles.
„Geheimerat, Kurmärker, ei,
Nach dieſer Stadt zog, meiner Treu',
Das Weiblein, die Pikarde."

„Ein Maler freite ſie, Signor ....,
Der Nam' thut nichts zur Sache.
Welch' Wiederſeh'n! O, ſtellt Euch vor,
Herr Kurmärker, ich lache! —
Der Kurmärker, ha, der war froh —
Da kommt der Maler: „Es entfloh
Vor'n Deutſchen die Pikarde."

„Es lacht der König: Ha, ha, ha!"
Sie war doch ſonſt ſo mutig
Bei dieſem Herrn Kurmärker da —
Für Weiblein wird's nicht blutig.

Digitized by Google

Beſonders werd' mir reſpectiert
Das Haus, darinnen reſidiert
Madame la Picarde!" —

So ging es alſo unſerm Hofrat „Kurmärker mit ſeiner Pikarde in Verſailles; daheim aber auf Deutſchlands Bühnen, da blieb der ſchöne Bund zwiſchen der franzöſiſchen Pächterin Marie und ihrem preußiſchen Landwehrmann Friedrich Wilhelm Schulze in ungeſtörter Harmonie beſtehen, und in ſeinem neuen zeitgemäßen Gewande trug das allbeliebte Paar zu der Erhöhung der Begeiſterung jener Tage getreulich das Seine bei. Denn wie ſollte uns das Herz nicht freudiger ſchlagen, wenn wir jetzt im Gegenſatz zu jenen alten, wenn auch nicht weniger ruhmvollen Zeiten unſern Kurmärker das Lied vom Tannenbaum mit der Variante ſingen hören:

„O Tannenboom, o Tannenboom!
Trag ſtolzer deine Krone!
Ein deutſcher Kaiſer führt uns jetzt,
Ein Deutſchland, ſtark, nicht mehr zerfetzt!
O Tannenboom, o Tannenboom!
Trag ſtolzer deine Krone!"

Und dann wieder im Schlußliede:

„Wie lange unſer Straßburg in Knechtſchaft auch lag,
Es rückte endlich doch heran der ſchöne Siegestag;
Vor langen, langen Jahren, da fiel die deutſche Stadt
In fremde Hände, aber nur durch ſchändlichen Verrat —
Das Kind, das man, o Deutſchland, dir ſtahl bei dunkler Nacht,
Der Deutſchen Söhne Heldenmut hat dir's zurückgebracht." —

Aber nicht blos unſerm deutſchen Vaterlande, auch unſerm biedern Landwehrmanne Friedrich Schulze ſelbſt brachte der glorreiche Krieg die Erfüllung ſeiner Herzenswünſche: die liebliche Piſang, die ihm ſo ſchnell ſeine bekannten „Backpfeifengelüſte — wie er ſelbſt geſteht — in Liebesgefühle" umzuwandeln wußte, ſie wird jetzt, als er zum Unteroffizier avanciert und mit dem eiſernen Kreuze geſchmückt nach dem Friedensſchluſſe auf dem Heimwege den ihm ſo liebgewordenen

Pächterhof von neuem aufſucht, die Seine und folgt ihrem „Erzallerliebſten“ gerne nach Köpnick, „wo ihn eine ſchöne Wirtſchaft erwarte,“ und „Köpnick,“ ſetzt er zu ihrer Beruhigung hinzu, „is nahe bei Berlin, was auf Deutſch dasſelbe bedeutet, wie auf Franzöſiſch Paris — wo man das ſchöne Weißbier trinkt, een jeſinnungsvolles Jetränke, wovon der Bürger dick und der Brauer fett wird“ — Empfehlungen, deren es bei ihrer aufrichtigen Liebe zu ihm erſt gar nicht bedarf — ſo berichtet es uns nämlich die Muſe in einem neuen nicht weniger gelungenen einaktigen Genrebildchen „die Rückkehr des Landwehrmannes“ oder „Kurmärker und Pikarde“, zweiter Teil von Dr. A. Cohnfeld (Berlin im Verlage von E. Bloch). —

Anderer Art dagegen iſt die Fortſetzung jenes Stückes, die auch in dem Verlage von E. Bloch unter dem Titel „die Pikarde in Berlin“ oder „Kurmärker und Pikarde,“ dritter Teil von R. Hahn erſchienen iſt. Es hat dieſes ebenfalls einaktige Genrebild, wie man aus dem Zuſatze „dritter Teil“ eigentlich erwarten ſollte, keinen Zuſammenhang mit der ſo eben beſprochenen Fortſetzung von Cohnfeld, vielmehr ſchließt es ſich an jenes urſprüngliche Schneider'ſche Stück an, das ſeine Handlung in die Freiheitskriege verlegte, und ſpielt ſeinerſeits um das Jahr 1820 in Berlin, wo unſer Friedrich Wilhelm Schulze mittlerweile in den Beſitz einer „hübſchen Gärtnerei mit einem niedlichen Häuschen“ gelangt iſt — ein Glück, das er ſeinem verſtorbenen Prinzipale, einem Mitgliede der franzöſiſchen Kolonie, Herrn Dubois zu verdanken hat, deſſen Gunſt er ſich durch ſeine Vorliebe für die franzöſiſche Sprache zu erwerben gewußt. Das Baarvermögen hat ſein Gönner einer Verwandten, einer „ſehr weit abgelegenen Couſine oder Muhme in der Pikardie“ vermacht; da ſie aber trotz der ihr vor drei Monaten zugegangenen Anzeige noch immer nichts von ſich hören läßt, ſo hofft Schulze, wie er es zu ſeinem Freunde und Hausgenoſſen, dem franzöſiſchen Tanzmeiſter Duval ausſpricht, noch völliger Univerſal-

erbe zu werden. Indes die Erwähnung der Pikardie erweckt in ihm die alten Erinnerungen an seine Kriegserlebnisse von anno 13 und 14 in Frankreich, das er obwohl „ihn keene Kugel getroffen, dennoch stark blessiert verlassen habe, nämlich blessé au coeur; denn er habe gerade in der Pikardie ein Mädchen kennen gelernt, — „een Mädchen, gegen welches ein Engel ein reiner Waisenjunge sei;" damit erzählt er dem teilnehmenden Tanzmeister die bekannte „Pisanggeschichte" und schließt mit der Erklärung, daß ihm nur der Trommelschlag eines plötzlichen Generalmarsches den Liebesantrag vom Munde weggewirbelt habe und daß seine Ruhe seit jener Zeit hin sei; denn er könne den Gedanken „an das Pisang nich los werden."

Nun, auch hier wird die Sehnsucht unsers treuen Liebhabers gestillt; denn die Erbcousine aus der Pikardie ist eben keine andere als seine Maria von anno 13, die, ihrer Habe durch eine Feuersbrunst in Frankreich beraubt, jetzt in Berlin erscheint, um das Testament ihres Oheims umzustoßen; doch die beiden feindlichen Parteien nehmen nach einer rührenden Erkennungsscene von Herzen gerne den von Monsieur Duval vorgeschlagenen Vergleich einer Mariage an und

„Deutschland und Frankreich einen sich
Und lieben sich ganz fürchterlich." —

Doch es giebt noch eine ganz andere Lösung, die diese schon mehr internationale Frage zwischen dem Kurmärker und der Pikarde in dem großen Abrechnungsjahre 70 gefunden hat: und zwar muß uns diese am würdigsten erscheinen!

Nach dem vierten Teile nämlich oder besser der dritten Fortsetzung des Schneider'schen Stückes, die den Titel führt: „Vater Kurmärker und Mutter Pikarde" oder „Nach 56 Jahren" (ebenfalls ein bei E. Bloch in Berlin erschienenes einaktiges Genrebild von R. Jonas) — sind beide Helden von 1813 in ihrem Lande geblieben und haben hier einen ehrsamen, nationalen Ehebund geschlossen, aber in dem neuen Kriege führt sie ein schönes Liebeswerk noch einmal zusammen.

Vater Schulze iſt auf das Schlachtfeld geeilt, um ſeinen einzigen Sohn, der als wackerer Kämpfer ganz nach väterlicher Art in den Streit gezogen, aber nach einer Schlacht vollſtändig verſchollen iſt und bei ſeinem Regimente als vermißt in den Liſten geführt wird, ſelbſt zu ſuchen. Und die väterliche Liebe leitet ihn ſchließlich auf die rechte Spur! Schon will er nämlich unverrichteter Sache Frankreichs Boden mit gebrochenem Herzen verlaſſen, da findet er ganz unverhofft auf einem franzöſiſchen Bauernhofe den ſo ſchmerzlich Geſuchten in der liebevollen Pflege einer zwar bejahrten, aber doch noch immer rüſtigen Pächterswitwe Marie Bertrand, die niemand anders iſt als ſeine Piſang aus dem Befreiungskriege! Sie hat den jungen Krieger verwundet auf dem Schlachtfelde in ihrer Nähe gefunden, hat ihn mitleidig in ihr Haus genommen und durch treue, ſorgſame Wartung ihn, der ſchon dem Tode nahe war, am Leben erhalten — „endlich mal ein Beiſpiel von der geprieſenen Civiliſation, an deren Spitze Frankreich — im Begriff war marſchieren zu wollen“ — wie der tief gerührte Vater Schulze ausruft, der von nun ab jeder Franzöſin, die ihm in den Weg kommt, nicht mehr eine Ohrfeige, ſondern ein Kuß geben will und damit bei der Retterin ſeines Sohnes, die ihm trotz ihrer 73 Jahre durch die ſchöne That jetzt noch viel ſchöner erſcheint, einen herzhaften Anfang macht, was ſie ſich auch gerne gefallen läßt, nur bittet ſie ſich zuvor noch das ſchöne deutſche Lied, das ihr damals bei ihrem erſten Zuſammentreffen ſo zu Herzen geſprochen hat, aus. Indes er hat es ſich zeitgemäß umgeändert: aus dem „Tannenbaum“ iſt jetzt ein „Lorbeerbaum“ geworden, und ſo ſingt er ihr denn die alte liebe Weiſe mit dem neuen Texte vor:

„O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
Wie grün ſind deine Blätter,
Wir flechten draus den ſchönſten Kranz,
Der heller ſtrahlt, denn Goldes Glanz —
O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
Wie ſchön ſind deine Blätter.“

„O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
Wie ſchön ſind deine Blätter!
Heil ihm, dem Hohenzollern Sohn
Auf unſerm deutſchen Kaiſerthron —
O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
Für ihn ſind deine Blätter!"

„O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
Wie grün ſind deine Blätter!
Vom Prinzen bis zum letzten Mann
Hat jeder wol ein Recht daran, —
O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum
An deine grünen Blätter!"

„O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
Von deinen grünen Blättern
Wirf auch ein einz'ges ſanft hinab
Auf jedes Deutſchen Heldengrab —
O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
Für die auch ſind die Blätter!"

„O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
Wie grün ſind deine Blätter!
Der Friede, der uns ward geſandt,
Schuf uns ein ein'ges deutſches Land —
O Lorbeerbaum, o Lorbeerbaum,
Grün lang' noch, Deutſchlands Retter!" —

So hat denn dies berühmte Stück von Louis Schneider in dieſem Kriege immer neue Blüten getrieben und neue Früchte gezeitigt und zwar nicht blos in directen Fortſetzungen, wie wir ſie ſoeben beſprochen haben, ſondern auch für neue ſelbſtſtändige Dramen iſt es Vorbild und Muſter geworden.*) So finden wir in dem einaktigen Genrebild „In franzöſiſcher

*) Auch das Stück „Zuave Lehmann", Genrebild in 1 Akt mit Geſang und Tanz von Carl Böttcher, ebenfalls 1870 bei E Bloch erſchienen, erinnert in ſeinen Situationen an L. Schneiders Arbeit, es ſpielt in Algier und führt uns ein ähnliches Verhältniß zwiſchen dem Berliner Lehmann, der Dienſte bei der Fremdenlegion in Afrika genommen hat und der franzöſiſchen Marketenderin Madelon vor, hängt aber mit dem deutſchen Kriege nicht weiter zuſammen.

Gefangenſchaft" von A. Jahn jene beiden Urtypen des Kurmärkers und ſeiner Pikarde in Madelon „der Beſitzerin eines Wirtshauſes in einem kleinen elſäſſiſchen Dorfe" und Auguſt Bräſeke „einem preußiſchen Grenadier," der nach Wörth in Folge einer Verwundung in franzöſiſche Gefangenſchaft geraten iſt, wieder. Im Begriffe nach Auswechſelung der Gefangenen zu ſeinem Regimente zurückzukehren, ſpricht der deutſche Krieger vorher noch in dieſem elſäſſiſchen Gaſthauſe ein, verliebt ſich in die hübſche freundliche Wirtin, erwirbt deren Gegenliebe und verſpricht ſein Madelon nach Beendigung des Krieges mit ſamt ihrer Großmutter nach Berlin zu holen. So geſtaltet ſich in dieſem Stücke die Handlung, bei der es ſich nur recht wunderlich ausnimmt, daß ihre Trägerin ſich in ihren Monologen ſtets ſehr geläufig der deutſchen Sprache zu bedienen weiß und erſt in den Zwiegeſprächen mit dem feindlichen Kämpfer ſich ihrer Nationalität erinnert und nun in ſeinem Idiome auf Koſten ihrer ſonſt ſo geſchmeidigen Zunge gar ſchrecklich zu radebrechen beginnt. —

In derſelben Weiſe ferner, wie das Schneider'ſche *) Genrebild wurde noch ein älteres Stück unter Beibehaltung der urſprünglichen Idee und Einrichtung auf den Krieg 1870 übertragen: es iſt dies A. v. Kotzebues einaktiger Schwank: „Die Uniform des Feldmarſchalls Wellington," deſſen eigentliche Grundlage der Krieg zwiſchen den Engländern und Franzoſen in Spanien bildet, das jetzt aber in ſeiner neuen Ueberarbeitung von M. Bauermeiſter (ebenfalls aus dem Verlage von E. Bloch) auf den Namen unſeres großen Schlachtendenkers getauft iſt und ſomit nunmehr den Titel führt:

„Die Uniform des Feldmarſchalls Moltke."

*) Die neueſte Fortſetzung zu dem Schneiderſchen Stücke hat uns endlich im Monat März c. das militairiſche Theater-Album von dem oben ſchon erwähnten Dichter F. Volgee gebracht: „Im Lager vor Metz, oder Ein Kurmärker von 1870." (Landsberg a. W., Volger und Klein 1882), ein einaktiger militairiſcher Schwank, deſſen Hauptheldin Marie Schulze, die Enkeltochter unſeres berühmten Landwehrmannes und ſeiner Pikarde iſt.

Dieſer hat ſich hier einmal auf Anſtiften der Muſe, deren ſouveränem Willen ſich ja niemand, auch Vater Moltke nicht entziehen kann, wenn auch nicht geirrt, ſo doch nach einem Gefechte verirrt und gelangt mit ſeinem Adjutanten am Abend in ein elſäſſiſches Dorf, wo er in dem Gaſthauſe zur weißen Taube, deſſen Beſitzer eine gut deutſche Geſinnung hegen, die freundlichſte Aufnahme findet, zumal die Wirtsleute ſogleich die Ueberzeugung gewinnen, daß ihre Gäſte „was Großes vorſtellen müſſen, denn der eine — meint die Frau — habe ein Geſicht, wie der St. Georg in ihrer Dorfkirche;“ ſie ſollen darum ein Souper erhalten, deſſen ſich der Herr Feldmarſchall ſelber nicht zu ſchämen dürfte. „Ach,“ ruft der Wirt bei dieſem Vergleiche begeiſtert aus — „wenn ich einmal ſo glücklich wäre den großen Moltke zu bewirten!“ Ja er wollte auch ſchon zufrieden ſein, wenn nur ein Herr von ſeinem Gefolge bei ihm einkehrte. Bei ſolchem Patriotismus wird es denn auch dem Adjutanten warm ums Herz, und unwillkürlich verrät er ihm nun, daß er einen Begleiter des großen Moltke vor ſich habe und daß auch der Feldmarſchall ſelbſt unter ſeinem Dache weile — eine Mitteilung, die unſerm Wirte aber ſo zu Kopfe ſteigt, daß der Adjutant in der gerechten Befürchtung, er werde in ſeiner Freude dem Feldmarſchall die Franzoſen, noch bevor das von ihm mittlerweile requirierte Detachement von der Garde eintreffe, auf den Hals hetzen, die ruhigere Frau ernſtlich bittet, ſie möchte ihren Mann hüten, daß er ja keine dummen Streiche mache. Doch nicht er, ſondern gerade ſie ſelbſt wird die Verräterin! Ihr Mann iſt ſofort nach der inhaltſchweren Eröffnung des Adjutanten in das Zimmer des Feldmarſchalls geeilt und hat ſich mit ihm eine „ganze Viertelſtunde“ unterhalten, d. h. — wie er ſpäter ſeiner Frau erklärte — „wenn ich ſage: wir haben mit einander geſprochen, ſo meine ich gerade nicht, daß er geſprochen hat — ſo ein Mann hat den Kopf gewaltig voll, und er ſpricht überhaupt nicht viel — ich weiß nicht einmal recht, ob er mich bemerkt hat — aber genug, ich habe ihm meinen Glückwunſch

zum Siege abgeſtattet;" darauf habe er zwar nicht geantwortet, indes doch nach einigen Minuten geſagt: „Gebt mir ein Glas Wein" — ein Wunſch, der ihm Befehl geweſen, wobei er das nach ſeinem Geſchmacke Unerhörte erlebt, daß der General den Wein mit Waſſer — und noch dazu am Tage eines Sieges! — gemiſcht habe; nach dem Trunke habe er ihm das Glas mit einem „ich danke" zurückgeſtellt, und dies kurze „ich danke" hat ihn ſo entzückt, daß er in ſeinem Berichte fortfährt: „O er iſt gar nicht ein bischen ſtolz. Wir haben unſre Flaſche zuſammen geleert! d. h. ich ſtand hinter ſeinem Stuhle und trank die Bonteille vollends aus. Beim letzten Glaſe hatte ich ſchon etwas mehr Mut, da ließ ich ihn hoch leben! — worauf er ſich umwandte und ſagte: „Mein Freund, nun machen Sie, daß Sie fortkommen. Kehrt marſch! — Das iſt militairiſch! O Frau! Frau! Du glaubſt nicht, wie ſo eine Unterhaltung den Menſchen erhebt und begeiſtert! In ſolchen Augenblicken fühlt man, daß man nicht zum Gaſtwirt geboren!" —

Während alſo ihrem Manne ſolch' hohes Glück oben bei dem berühmten Feldmarſchall erblühte, da hat die Frau unten in dem Gaſtzimmer dem franzöſiſchen Präfekten, der ſich bei ihr auch als einen Deutſchen und Verehrer des General Moltke eingeführt hat, im Vertrauen auf dieſe Angaben friſch von der Leber weg erzählt, wen ſie in ihrem Hauſe zu beherbergen die ſeltene Auszeichnung haben, und der darob erfreute Franzoſe hat natürlich nichts Eiligeres zu thun, als ſeine im Dorfe zurückgebliebene Eskorte herbeizuholen, um ſich den großen Fang nicht entgehen zu laſſen.

Da iſt es nun die Uniform des Feldmarſchalls ſelbſt, die ſeine Rettung herbeiführte.

Um nämlich dieſelbe, die von dem Regen des Schlachttages noch völlig durchnäßt iſt, ſchneller zum Trocknen zu bringen, hängt der Wirt ſich ſelbſt den Mantel um und will ſich „am Feuer damit umdrehen wie ein Bratenwender," und um der Sache dabei noch einen großartigeren Anſtrich zu geben, holt er ſich „ſeinen großen Säbel vom Boden herunter, ſo daß er jetzt

— wie man ihm gerne zugeſteht — ganz entſetzlich militäriſch ausſieht und ſogar der Meinung iſt, wenn der Feind ihn ſo erblickte, würde er ihn ohne Bedenken für den Feldmarſchall nehmen. Und dies geſchieht denn auch wirklich! Der Adjutant greift dieſen Ausſpruch als gute Kriegsliſt zur Rettung ſeines Generals auf, und der Wirt muß nun bei dem Eindringen des Präfekten anfangs gerne und willig, dann — als die Sache ernſt zu werden droht — auch trotz ſeiner ängſtlichen Proteſtationen der vermeintliche Feldmarſchall bleiben, bis endlich noch zur rechten Zeit die preußiſche Garde anrückt und nun den Herrn Franzoſen die nötige, ihnen ſehr unangenehme Aufklärung dieſes ſeltſamen qui pro quo gegeben werden kann! Und alles dieſes geſchieht, während der wirkliche Feldmarſchall in ſeinem Zimmer ſich des ruhigſten Schlummers erfreut!

So wie hier der Herr Präfekt durch die Uniform des Feldmarſchalls Moltke, ſo iſt es in einem andern nicht weniger komiſchen Stücke „Ulanen im Elſaß," Burleske mit Geſang in 1 Akt von E. Hirthe das gefürchtete Ulanen-Koſtüm, durch welches der Maire einer kleinen Stadt im Elſaß getäuſcht und erſchreckt wird, und zwar iſt es hier obendrein ſeine eigene Tochter, die ſich ſolch' eines gefährlichen Mittels bedient, um auf dieſe Weiſe die bisher vergeblich erſehnte väterliche Einwilligung zu ihrem Liebesbunde mit ſeinem erſten Schreiber zu erhalten.

Dieſer läßt ſich nämlich von ſeinem Haſſe gegen die „ſchrecklichen Ulanen," von denen er ſeiner Tochter die draſtiſche Schilderung macht: „Denke Dir einen Tiger zu Pferde mit Lanzen, Säbeln und Mitrailleuſen bewaffnet, und Du haſt ungefähr eine Ahnung von einem Ulanen", zu der Erklärung fortreißen, er würde demjenigen ſein Hab und Gut, ja ſelbſt die Hand ſeines einzigen Kindes geben, der ihm einen Ulan lebendig überbringt, und wäre es der ärmſte ſeiner Schreiber; ja er läßt ſofort, um keinen Zweifel an dem Ernſte ſeines Wortes aufkommen zu laſſen, ein Dekret aufſetzen, worin er,

ſeinen eben ausgeſprochenen Willen dem Volke verkündet.“ Da nun aber „dieſe Herren“ — wie das ſchlaue Töchterlein ganz richtig kalkulieret und dem erzürnten Herrn Vater ſpäter replicieret — ſich nicht ſo leicht fangen laſſen, ſo leiht ſie ſich von dem Theater-Direktor ihres Städtchens eine Ulanen-Uniform und läßt ſich in dieſer von ihrem Geliebten fangen. Indes ſo leichten Kaufes wäre ſie dennoch nicht zu ihrem Ziele gelangt, wenn nicht mittlerweile ein paar echte Ulanen bei dem Herrn Bürgermeiſter zum Fouragieren vorgeſprochen und das Ihrige zu der Verlobung beigetragen hätten. Denn da ſie ganz wider Erwarten der entſetzten Geſellſchaft, die gerade bei einem leckeren Schmauſe den Geburtstag des Maire zu feiern ſich anſchickt, nicht plündernd und raubend vordringen, ſondern alles, was ſie nehmen ganz höflich bezahlen, ſo läßt ſich der über dieſe ſo unvermutet gute Behandlung hocherfreute Hausherr gerne bereit finden ſeine Tochter glücklich zu machen, ja er ſtößt dabei ſogar mit den früher ſo ſchwer Gehaßten auf ihr Wohl an und bittet ſie zugleich, ihm doch ſelbſt zu erklären, was denn eigentlich die Ulanen, von denen man ihm ſoviel Schreckliches erzählt, zu bedeuten haben. Und da bekommt er denn zu hören:

„Die Ulanen ſind leichte frohe Reiter
Und ſtehen nur in ihres Königs Sold —
Ob Scherſant nun oder blos Gefreiter,
Allemal ſind ſie den Damen hold.“ —

„Aber gilt's die Feinde zu bezwingen.
Wehe ihnen, wenn wir uns nahen —
Doch wie hier beim frohen Gläſerklingen
Lebe hoch der preußiſche Ulan.“ —

Noch draſtiſcher, als in den vorigen wird die Verwickelung infolge einer deratigen Vermummung in dem 1aktigen Schwanke „Die beiden Zuaven oder Berliner im Elſaß“ von R. Stuckenbrock. Hier iſt es der Rentier Pieſke aus Berlin — auch ein alter Bekannter aus der dortigen Lokalpoſſe —, der auf den „luſtigen Einfall“ kommt ſeine „ollen Scatbrüder“, die der Fahne gefolgt, auf dem Kriegsſchauplatze durch ſeinen

Beſuch zu überraſchen. Iſt doch der Beſitzer ihrer Stammkneipe ſelbſt darunter, Friedrich Schulz, der jetzt als Feldwebel mit ſeinen beiden Stammgäſten, dem Gefreiten Wilhelm Schweppke und dem einjährig-freiwilligen Huſaren Otto Helm vor der Feſtung Bitſch im Elſaß liegt und auf dem Pachthofe Fanchettes ſein luſtiges Lager aufgeſchlagen hat. Doch Piefkes geplanter Ueberfall wird durch ſein Mündel Lieschen, die Braut Otto Helms, auf die „der alte Schwerenöter aber ſelbſt noch Heirats-Abſichten hat", verraten, und ſogleich beſchließen die luſtigen Krieger ſich nicht blos mit dem „ollen Piefke, der überall mittenmang ſein muß", einen Ulk zu machen, ſondern ihm bei dieſer Gelegenheit auch die Einwilligung zu Lieschens Verlobung mit Helm abzubringen. Er ſoll wie ein Wildfremder behandelt werden, ja der Feldwebel will ihn ſogar als Spion arretieren laſſen. Und der Spaß gelingt um ſo beſſer, als der komiſche Alte, der ſich ſeinerſeits auch einen „Haupt-Ulk" mit den Bekannten erlauben will, von der Pächterin Fanchette — „der jottvollen Fermière, mit der er ſogleich Kurmärker und Pikarde ſpielen möchte" — die Uniform eines Zuaven erhält, der ſich kurz zuvor auf ihren Hof geflüchtet und auch von ihr in der Bauernkleidung ihres Bruders gerettet worden iſt. Als nun die Soldaten bei der Verfolgung ſtatt jenes Flüchtlings den „ollen Piefke" vorfinden, da wird denn dieſer ſofort erkannte Berliner Zuave einem ſo hochpeinlichen Verfahren unterworfen, daß er ſchließlich in ſeiner Seelenangſt als letztes Rettungsmittel den Ausruf thut: „Wie ſchade, Otto, ich bringe Dir die Einwilligung zu Deiner Vermählung mit Lieschen — und jetzt kennſt Du mir nich mehr" — worauf er denn endlich als Freund und alter Bekannter auf das Herzlichſte begrüßt und aufgenommen wird. —

Mit dieſen drei letzten Stücken ſind wir wieder in das alte, viel beſungene und viel erſehnte Reichsland verſetzt, deſſen Verluſt uns jene erſte Tragödie „der letzte Bürgermeiſter von Straßburg" in ſo ergreifenden Farben geſchildert hat.

Hier iſt es nun beſonders der Gedanke, daß die einge-

borenen Elsässer, wenigstens die ländliche Bevölkerung, in ihrem Kerne echt deutsch geblieben sind, der mit Vorliebe in den Dramen, die auf diesem Boden spielen, zur Darstellung gebracht wird, wie dies auch schon in dem Schwanke „Die Uniform des Feldmarschalls Moltke“ der Fall war. Aber nicht immer tritt diese Gesinnung wie hier, gleich von vorne herein an das Tageslicht: irregeführt in seinem Urteil von Beamten und Priestern fürchtet das Volk zunächst noch vielfach in seinen deutschen Brüdern die nordischen Barbaren, die mit Feuer und Schwert das schöne Land zu verwüsten gekommen sind; hat es ja schon von seinem eigenen Heere so viel Unbill zu erdulden gehabt, um wievielmehr also von den Preußen, die — wie wir auch schon vorher gesehen — den Franzosen „noch schlimmer als Wehrwölfe“ erschienen! Daher dann aber auch das große Erstaunen, wenn Deutschlands Truppen sich ganz anders betragen als jene Turkos und Zuaven, die Frankreich gegen Deutschlands Fluren gleich an erster Stelle loszulassen sich beeilte!

In diesem Gedankengange bewegen sich nun noch zwei hübsche Lustspiele, von denen das erste von R. Benedix herrührt und den Titel „Einquartierung“ führt, das zweite „In Feindes Land“ ist ein Kriegs-Genrebild“ von E. Wiechert, beide in einem Aufzuge.

Jenes führt uns in die höheren und reicheren Kreise der elsässischen Bevölkerung ein, und zwar ist es eine „alte Dame,“ Mademoiselle Zephyrine, die einer Ohnmacht nahe kommt, als ihr die ebenso alte Dienerin Madelon mit einem Quartierzettel die Nachricht bringt, daß sie in ihrem Hause einen deutschen Offizier aufzunehmen habe. „Ach mir zittern alle Glieder!“ — ruft sie entsetzt aus, — „wie wird der fürchterliche Preuße aussehen! Große stechende Augen, ein wilder Bart! Was man von diesen Barbaren liest ist zu entsetzlich! Es ist doch recht lobenswert von unserm Kaiser, daß er die Civilisation auch über dieses wilde Volk verbreiten will. Aber sie sträuben sich, und der Kaiser wird noch viele Mühe haben. Ich begreife nicht, warum er nicht gleich bis Berlin gegangen ist und die Preußen dort zur Civilisation

gezwungen hat." — Unter ſolchen Schreckensausbrüchen hat ſie das Zimmer ſauber gemacht, damit der Unhold nur nicht zanken könne; dazu läßt ſie durch Madelon einen reichlichen Imbis und auch zwei Flaſchen Wein ſervieren, denn eine, fürchtet ſie, dürfte nicht genug ſein, da die Deutſchen ja furchtbar trinken ſollen; ſie ſelbſt aber ziehen ſich darauf eiligſt zurück, ſchließen alle Thüren im Hauſe zu und laſſen nur das eine Zimmer offen, das ſie für den feindlichen Offizier in Bereitſchaft geſetzt haben; da wird er ſchon wiſſen, wo er hin ſoll. Und ſo benutzen ſie auch ſpäter, als er nach einer kurzen behaglichen Ruhe und dem trefflichen Frühſtück zum Appell geeilt iſt, ſeine Abweſenheit, um in der Zwiſchenzeit für ihn wieder ein gutes Diner aufzutragen, wobei mit peinlichſter Sorgfalt auch nicht das geringſte vergeſſen wird, ja ſie legen ihm ſogar zum Nachmittagsſchläfchen die obligate Schlafmütze auf den Tiſch — eine Sitte, die den Deutſchen zu dem Ausrufe veranlaßt: „Seltſam, unſere Satiriker ſpotten über den Deutſchen Michel und ſeine Schlafmütze, aber dieſe findet man überall bei den Franzoſen, ſie iſt ein Nationalkleidungsſtück des ganzen Volks. Faſt kommt es mir vor, als ob die allgemeine Bildung und das politiſche Denken der Franzoſen noch in der Schlafmütze ſtecke."

Wie die alten Damen nun durch's Schlüſſelloch wahrnehmen, benimmt ſich der Barbar beim Eſſen und Trinken durchaus wohlgeſittet und mäßig, ja mäßiger als der Bruder des Hauſes, der Abbé, wie die Dienerin freimütig bemerkt, dem man aber — entſchuldigt die Schweſter — ſein ſtarkes Eſſen, Trinken und Schlafen als einem Geiſtlichen auch nicht übel anrechnen dürfe; denn das Meſſeleſen macht hungrig und durſtig, und der Schlaf ſei darum ſo feſt und lange, weil die Herren dann himmliſche Eingebungen haben. Doch noch immer wagen ſie nicht aus ihrer Reſerve herauszutreten, bis dann ſchließlich ihre Nichte Louiſe, die bei einer Kur in Wiesbaden das deutſche Weſen und auch die deutſche Treue — denn ſie hat dort ein liebendes Herz gefunden — ſchätzen gelernt hat, von einem Beſuche zurückkehrt und mit dem Ausrufe der Entrüſtung:

„Aber Tante, was soll der Fremde von französischer Gastfreundschaft denken, wenn seine Wirtin ihn nicht einmal begrüßt," den Fehler wieder gut machen und damit die Ehre des Hauses retten will. Und siehe da, der gefürchtete Barbar ist ihr Geliebter aus Wiesbaden, der nun in dieser Umgebung und unter diesen Verhältnissen sofort an sie die ängstliche Frage richtet: „Und der Krieg hat nichts in Dir verändert? Du bist Französin!" Doch ruhig und bestimmt lautet ihre ihn beglückende Antwort: „Aber vom deutschen Stamme! Wenn die Völker sich bekriegen, müssen die Frauen den zerrissenen Faden der Liebe wieder anknüpfen!" Als sie aber darauf ihren Herzensbund mit einer Umarmung von neuem besiegeln, da stürzen, von neuem erschreckt, — denn sie haben wieder durch's Schlüsselloch gekuckt — die beiden alten Damen Zephyrine und Madelon herein und werfen sich mit dem Angstrufe: „Gnade, Gnade! Thun Sie ihr nichts, thun Sie ihr nichts" dem deutschen Krieger zu Füßen, worauf er lächelnd und seine Louise küssend antwortet: „Nur Liebes und Gutes!" —

Noch unfreundlicher wie hier ist der Empfang, der in dem Wiechert'schen Stücke zunächst dem Landwehr-Unteroffizier Krabbe in einer elsässischen Schankwirtschaft bereitet wird, wo er nach einem siegreichen Gefechte mit dem verwundeten Sohne seiner Berliner Herrschaft, dem Einjährig-Freiwilligen Berthhold spät am Abend Zuflucht sucht, und es der ganzen, bekannten Energie eines preußischen Unteroffiziers, um überhaupt nur zu Quartier zu kommen, bedarf. Als dies aber erst erzwungen ist, da hilft dann das gute preußische Geld, sowie die deutsche Gemütlichkeit, mit welcher der rauhe, gefürchtete Krieger die Kinder des Hauses, namentlich den jüngsten, erst drei Jahre alten Knaben Peppi an sich zu locken weiß, bald auch zu einer guten Abendmahlzeit, die nun, nachdem das Eis gebrochen, Freund und Feind in herzlicher Gemeinschaft sich wohl schmecken lassen, so daß auch hier der anfangs so abstoßende Schankwirt, wie jener Maire in dem Stücke „Ulanen im Elsaß", schließlich recht freundlich ausruft:

„Beim heil'gen Florian! hätt nicht geglaubt,
Daß ſich's mit euch gemütlich leben läßt,"

worauf der Unteroffizier der Hoffnung Ausdruck giebt:

„Wer weiß — wir drücken wol uns noch als Brüder
Die Hand — Freund Nachbar — überm Rhein.

Da erſcheint denn, während die ermüdeten Krieger nun in Schlaf verſinken, Germania an der Büſte des deutſchen Kaiſers und erhebt dieſe Hoffnung zur Gewißheit in dem ſchönen Epiloge, der uns ſomit zu den Schlußgedanken des erſten Biedermann'ſchen Stückes zurückführt, die ja einmal das α und ω aller unſerer Darſtellungen bilden; Germania ſagt:

„So ſeh' ich endlich nach jahrhundert altem Zwiſt
Vereint mein Volk in Nord und Süd zum heilgen Kampf
Für das gemeinſam, heißgeliebte Vaterland.
Was Herz an Herz mit freier Regung mächtig zog,
Die deutſche Treue war's, die unvergeſſen blieb,
Und deutſche Treu' in Ewigkeit ſei euer Bund!
. . . . . .
O, bleibet ſtets der großen Siegestage eingedenk,
Daß unauflösbar eure Waffenbrüderſchaft!
Und nicht allein ein Kriegesſturm ſei Arm in Arm
Das Loſungswort für Nord und Süd, im Frieden auch
Bewähre ſich der Segen eurer Einigkeit:
Fortan ein Reich — ein Volk — ein Heer — ein deutſches Recht,
Ein deutſcher Kaiſer mächtig über Mächtigen —
Das walte Gott! — —

Ueberblicken wir nun zum Schluſſe die ganze Reihe der vorher behandelten Kriegs-Luſtpiele, ſo ſcheiden ſie ſich deutlich in zwei verſchieden geartete Gruppen: denn einerſeits fließt die Komik aus dem unverwüſtlichen Humor, mit dem der deutſche Soldat, für den hier die poetiſche Figur des Kutſchke der Urtypus geworden iſt, durchdrungen von der Größe ſeiner guten Sache und begeiſtert für ſeinen Kaiſer und ſein Vaterland, alle Strapazen des Krieges willig und gerne erträgt, andrerſeits iſt ſie auf den ſcharfen Kontraſt baſiert zwiſchen den Vorſtellungen zunächſt hochmütiger Verachtung, dann furchtſamer Scheu, die die franzöſiſche Bevölkerung, die „grande nation"

über die deutſche Wehrkraft und die nordiſche Roheit hegt — und der ſo völlig anders ſich geſtaltenden Wirklichkeit, die die Deutſchen als die unwiderſtehlichen Sieger auf dem Schlachtfelde und die maßvollen, gebildeten Feinde im Quartier ſo vorteilhaft erſcheinen läßt — eine Wahrnehmung, die der eitle National-Franzoſe trotz aller Niederlagen zwar mit ſehenden Augen leugnet, die aber die deutſche Stammesbrüderſchaft ſehr bald von ihren anerzogenen franzöſiſchen Vorurteilen befreit und deren Herzen für die lang verlorene, doch jetzt endlich wieder gewonnene Mutter Germania von neuem erwarmen läßt. Dieſe Gedanken ſind es, die in den vorliegenden Dramen die vielſeitigſte Beleuchtung gefunden haben und als Motive der Handlung immer von neuem mit Glück und Geſchick benutzt worden ſind, wenn darunter auch manches Matte und Schwache mit zu Tage gefördert wird.*) —

*) Der glückliche Ausfall des Krieges hat natürlich auch jene Leierkaſten-Poeſie von der Art „des geſchundenen Raubritters" üppig aufwuchern laſſen. Dazu gehören — um hier auch die Seite der niedrigſten Komik nicht unerwähnt zu laſſen — jene „Satyriſch-polemiſchen Zeitbilder" — wie ſie ſich nennen, — erſchienen in Berlin 1870 im Selbſtverlage von H. Hopf, Pionierſtraße 22, deren 4tes beiſpielsweiſe „Die Preußen vor Paris." „civiliſatoriſches Zeitbild des XIX. Jahrhunderts" uns zunächſt in einer draſtiſchen Scene einen Kriegsrat der Maitreſſen der verſchiedenen Generale vorführt, dann eine Sitzung des geſetzgebenden Körpers im Palais Bourbon, der alsdann noch eine „geheime Sitzung" folgt, in der Palikao unter allſeitigem Beifall den Antrag ſtellt: „Geſtern ſind 5000 Kühe in Paris eingetrieben. Laſſen Sie uns die ganze Milch der frommen Denkungsart in gährend Drachengift verwandeln, und laden wir dann die Preußen zum Kaffee." Das ganze ſchließt ein Rundgeſang der Pariſer, wobei die Göttin der Vergeltung in einer Wolke von Pulverdampf über der belagerten Stadt ſchwebend erſcheint, und in den tollen Karneval hinein ihr Mene tekel mit den Worten ruft:

„Du eitle, freche Nation,
Dir wird jetzt wohlverdienter Lohn;
Nur deutſcher Mut und deutſche Kraft
Vor Dir ſich endlich Ruhe ſchafft! — —

3.

Die Einzugs- und Sedan-Dramen.

Als nun endlich auf Frankreichs Feldern der Gott der Schlachten sein blutiges Panier zu Boden senkte, und der Engel des Friedens die ruhmgekrönten deutschen Krieger wieder heimwärts führte, da begann die Muse von neuem ein geschäftiges Weben und Treiben, und es gab kein Gebiet — irdisches wie himmlisches, das sie nicht mit ihrem Zauberstabe berührte, um alle guten Geister zum festlichen Empfange der treuen, kampfbewährten Söhne zu versammeln. Ja

„Wer schildert ihn, den Tag der Wiederkehr,
Der hoch und herrlich war vor allen Tagen;
Das Fest des Wiederseh'ns, wo Volk und Heer
Sich jauchzend, weinend in den Armen lagen!

„Da war kein Herz im weiten Vaterland,
Das nicht gebebt in wonnigem Entzücken,
Da regte frohbewegt sich jede Hand,
Die Straße des Triumphes Euch zu schmücken!

„Da kamest Du! (Mein Kaiser) — Voll Inbrunst stieg
Ein Dank zum Himmel, daß es uns beschieden
Dich so zu seh'n — in einer Hand den Sieg
Und in der andern Hand den Frieden!

„Sieg-Fried' des deutschen Volkes! Strahlen gleich
Umleuchtet Dich der Ruhm, der wunderbare;
Verwirklicht steigt mit Dir empor das Reich,
Das deutsche Reich, der Traum so vieler Jahre.

„Ja wenn wir uns in ferner Jugendzeit
Ein Bild gemacht aus ritterlichen Sagen,
Dir glich es, Dir! Der nun in Herrlichkeit
Das Reichspanier entfaltet und getragen!

„So ritteſt Du, mein königlicher Held,
So gottergeben fromm, ſo treu, ſo bieder!
Und wie die Truppen Du geführt in's Feld,
So führteſt Du ſie heut' zur Heimat wieder!"

Dies war der Gruß, der unſerm Kaiſer bei ſeinem Einzuge in die Hauptſtadt ſeines Reiches aus begeiſtertem Dichtermunde entgegentönte — „eine Huldigung der Bühne," die „von ſeines Namens Glanze neu belebt" dem königlichen Sieger an dem hohen Ehrentage „den Lorbeer und die Palme" dankbar reichte.

Unter dieſer Deviſe nämlich „Lorbeer und Palme" widmete Julius Rodenberg Sr. Majeſtät dem Kaiſer Wilhelm zwei Feſtſpiele „zur Erinnerung an die glorreiche Heimkehr unſerer Truppen aus Frankreich im Sommer 1871," von denen das erſte, ſeinem Zwecke entſprechend „Die Heimkehr" genannt, in der Gala-Vorſtellung des Königlichen Opernhauſes zu Berlin am 17. Juni jenes Jahres aufgeführt wurde, während das zweite „Vom Rhein zur Elbe" im Königlichen Hoftheater zu Dresden am 12. Juli den Einzug der ſächſiſchen Truppen feierte.

Ausgezeichnet durch erhabene Gedanken und eine edle ſchöne Sprache eröffnen ſie die zahlreiche Gruppe jener allegoriſchen Feſtſpiele, die ſich auf dem idealen Boden der Geiſterwelt bewegen und in reicher Mannigfaltigkeit hier himmliſche Genien, dort liebe Geſtalten aus deutſcher Sage und Geſchichte der Gegenwart den Ehrenkranz winden laſſen. So führt uns das erſte Stück ſogleich hinauf in die Region der Wolken zu dem Throne der Gerechtigkeit, die ihr liebſtes Kind den Frieden in hehrem Triumphe von den Tages- und Jahreszeiten, ſowie allen Künſten geleitet mit den Segensworten auf die Erde hinab ſendet:

„Der Tag iſt da, den alle heiß erſehnt.
Zur Erde ſend' ich Dich, mein liebſtes Kind,
Auf goldnem Glanz des Frühlings ſteig' hernieder!
Des Krieges eherne Pforten ſind geſchloſſen,
Und eine lange Reihe guter Tage
Soll nun beginnen. Bring den Sterblichen
Der harten Kämpfe wohl verdienten Lohn;
Nimm mit Dir all' die ſchönen Gaſtgeſchenke,
Die ſtets der Himmliſchen Beſuch begleiten.
Auf, holde Geiſter, die den Lauf des Jahr's
Voll Anmut Ihr, den Tanz der Stunden leitet!
Folgt Eurer Schweſter, die der Ernte Gold
Ihr tragt auf reich bekränzten Schalen! Folgt ihr,
Die freundlich Ihr des Rechts, der Ordnung waltet!
Und Ihr, aus deren reiner Hand das Leben
Der Künſte Schmuck empfängt! Daß Eure Schweſter
Nach dieſer Zeit voll eiſerner Entbehrung
Der Welt im weißen Feſtgewand erſcheine:
Reiht Euch um ſie! — Nun auf geliebte Tochter
— — — — — — — — — — — — — —
Was eine Mutter geben kann, Dir geb' ich's!
Sei denn geſegnet! Ueber allen Gütern
Der Erde preiſ' ich hoch der Liebe Macht;
Auch ſie ſei Dein!" —

Entzückt küßt der Friede der Gerechtigkeit die Hand und entgegnet gerührt:

„Hab Dank, o Mutter! Nun ſcheidet Dein Kind,
Nun ſcheidet es gerne.
Gegen den Ruf der Liebe, was ſind
Alle Wonnen der Sterne?

Zur Erde will ich niederſteigen,
Und zu den Menſchen will ich gehn;
Ihr ſtürmiſch Sehnen und ihr Schweigen —
Mein Herz, o lehr' es mich verſtehn!
Zu allen Freudeloſen,
Sie zu beglücken,
Will treten ich als Gaſt;
Ich will mit Roſen
Die Hütte ſchmücken
Und den Palaſt.

O Frieden! Frieden! — Laßt mich ſingen
Durch alle Welt dies eine Wort:
Durch alle Seelen ſoll es klingen
Von Haus zu Haus, von Ort zu Ort!
So will ich niederſteigen:
Was lang geſchieden,
Bring' ich zurück!
Mit Palmenzweigen
Bring' ich den Frieden,
Bring' ich das Glück!"

Und damit entſchwebt er mit ſeinem göttlichen Gefolge hinab zur Erde in den Kreis der Krieger, die auf ihrem Rückmarſche bereits an der Grenze Deutſchlands angekommen ſind, und führt ſie unter ſeinem Segen heim zu Haus und Heerd.

In dem zweiten Feſtſpiele ſehen wir unter den in der Ferne verhallenden Tönen der Wacht am Rhein, die ihn heraufgelockt, den Vater Rhein aus ſeinen grünen Fluten beim Silberlicht des Mondes emporſteigen. Schon einmal hat er die ergreifenden Klänge vernommen, als die dunkle Wolke des Krieges von Weſten her heranzog und ſein Volk von Nord und Süd in Wehr und Waffen zu ſeinem Strande eilte, und unter Freudenthränen, wie ſie Brüder, die ſich nach langer Trennung wiederfinden, weinen, der laute Schwur erbrauſte, den heiligen Strom zu ſchützen, der

„Umſchimmert von der Vorzeit Morgenlichte
Seit Anbeginn germaniſcher Geſchichte
Der deutſchen Lande Lebensflut,
In dem das Gold der deutſchen Sage ruht,
An dem das Gold der Deutſchen Traube reift —
Dem Frevler weh', der ſich an Dir vergreift!"

Da habe es ihn in ſeiner Tiefe Bette mächtig regriffen, und nachgerufen habe er den Schirmern ſeiner Freiheit:

„Glückauf! Ihr Kampfgenoſſen!
Ihr kämpft um hohen Preis! Dort unten liegt
Der Schatz, den ich Euch bringe, wenn Ihr ſiegt!
Dort unten, auf dem felsgeſchirmten Boden,
Da wach' ich bei den Deutſchen Reichskleinoden."

Doch still und lange habe er darauf geharrt, und manche Nacht sei schon verronnen, bis ihn in dieser wieder jener Sang erweckt und seine Brust mit freudiger Siegeshoffnung erfüllt habe. Und kaum hat er seinen Gefühlen Worte verliehen, da erscheinen auch schon seiner Töchter zweie „die blonde Mosel" und die „dunkle Saar", um ihrem alten Vater zwar von blutigen Schlachten, die sie beide gesehen, zu berichten, aber sein Herz auch zugleich durch die herrlichste Sieges- und Friedens-Botschaft zu erfreuen; denn so schließt die Mosel:

„Ich komme nicht mit leerer Hand,
Ich bringe, Vater, Dir ein halbvergess'nes Land,
Ich bringe Dir das deutsche Lotharingen,
Ich bringe Diedenhofen, ich bringe die Magd,
Die diesmal dem Kaiser den Tanz nicht versagt." —

Doch traurig und gesenkten Hauptes steigt vom Elsaß her die Ill hernieder, sie grollt den Deutschen, daß sie, des eigenen Stamms-Genossen, ihres teuren Straßburgs Mauern und Gassen zertrümmert und zerstört haben. Aber liebreich zieht sie der Vater mit den innigen Worten in seine Arme:

„Mein Kind! Wenn Liebe trösten kann,
So nimm, o nimm von mir sie an!
Hier wein' Dich aus, an Deines Vaters Brust.
Du warst verirrt. Der Fremden Tand und Lust
Hat Dich verlockt. Die Prüfungszeit ist aus,
Nun kehre heim, kehr' heim in's Vaterhaus."
Ja: „Was lang' verloren war, kehrt wieder.
Der Schleier sinkt, der es verhüllt:
Und so hat sich der alten Lieder,
Der Vorzeit Deutung mir erfüllt:
So ist's geschehen, so gekommen,
Und so der Bann von meinem Schatz genommen."

Und damit ruft er nun die Beschwörung in die Fluten seines Stromes hinab:

„Herauf, herauf, Du Siegfrieds rotes Gold
Darüber meine Woge lang gerollt.
Das echte Rheingold, das ich barg im Dunkeln,
Soll nun im Glanz des jungen Tages funkeln.

Herauf! herauf, Was Ihr ſo lang erſtrebt,
Heil Euch, Ihr Glücklichen, Ihr habt's erlebt!
Ihr habt gehoben ihn, Ihr habt befreit
Den Nibelungenhort der Deutſchen Einigkeit!"

Und bei dieſem Spruche, da ſteigt denn nun aus dem Rhein — umgeben von den Wappen der deutſchen Staaten — die deutſche Kaiſerkrone empor!

Die Worte des Rheins aber haben den Chor der deutſchen Ströme rings erweckt, und ſie tragen ſie weiter durch alle Gauen,

„Daß Nord und Süd es höre:
Das Lied der Deutſchen Herrlichkeit,
Das Lied der Deutſchen Ehre!"

So iſt es denn ein würdiger Lorbeer und eine ſchöne Palme, die der Dichter Rodenberg den heimkehrenden Siegern dargebracht, und wenn ſonſt die Gelegenheits-Dichtung mit ihrem Werte ſo oft den Reiz des Augenblickes nicht überdauert, hier haben wir eine Perle von einem allegoriſchen Feſtſpiele, das unſere Herzen immer von neuem erhebt und begeiſtert!

Nächſt dem Vater Rhein giebt es nun keine Geſtalt der deutſchen Sage, zu dem die Muſe in jener feſtlichen Zeit ſo oft und ſo gern ihre Wallfahrt angetreten hat, als zu dem alten Kaiſer Rotbart im Kyffhäuſer. Er, der ſo oft ſchon fälſchlich gewähnt, daß der böſe Raben-Schwarm ſeinen Berg verlaſſen habe, er iſt jetzt wirklich am Ziele ſeines Zauberſchlafes angelangt, und der ganze Dichterchorus iſt nun uneigennützig genug, dem lieben Alten, der ihrer Leyer ſo viele hundert Jahre immer neuen Stoff zu ſchönem Sang geboten, die Stunde der Erlöſung um die Wette zu verkünden. Wir ſahen neulich ſchon, welch' willkommenen Aſtermieter ihm der Dichter in dem gefallenen Cäſar zugeführt; doch jetzt zur Siegesfeier da iſt es ein hehreres Gefolge, mit dem die Muſe ihre vielbeſungenen Helden deutſcher Herrlichkeit ins neuerſtandene Reich einholt! Kaum hat er mit ſeinen Rittern die Kunde von den deutſchen Siegen unter Jubel und Dank vernommen, — ſo ſchildert es uns das einaktige Feſtſpiel „Am Tage der Heimkehr" von

Carl v. Saloirti — in ſeinem zweiten Teile*) — eine Gabe die ebenfalls Sr. Majeſtät dem Kaiſer gewidmet iſt —, da erſcheint von der Boruſſia und den anderen deutſchen Stämmen geleitet Germania im Lorbeerſchmucke das neue Reichsbanner tragend in ſeinem Berge und begrüßt ihn mit dem Erlöſungsworte:

„Auch Dir kommt zu
Ein höchſter Lohn.
Vom irdiſchen Thron
Bald ſchreiteſt Du
Nach Harren und Bangen,
Unſäglichem Verlangen,
Zur ewigen Ruh'!"

Er aber beugt freudig bewegt vor ihr ſein Knie und ſpricht bereit:

„Hier meine Kron' erneut
In Kaiſer Wilhelms Macht. Ich ſeh' befreit
Den deutſchen Geiſt von böſem Druck und Schranken,
Sein Wachstum aus dem Reiche der Gedanken
Trat in den breiten Strom der Wirklichkeit," —

worauf ihm Germania Walhallas Ruhmes-Tempel öffnet und ihn aufnimmt unter die große Zahl von Deutſchlands unſterblichen Helden.

Doch wie hier ſchon der Dichter den alten Kaiſer von ſeinem neuen Nachfolger rühmen läßt:

„König Wilhelm, König Wilhelm,
Deutſchlands Kaiſer nun geheißen,
Nicht die Fürſten, nicht das Reich
Konnten Dich zum Kaiſer machen,
Warſt Du's nicht durch Gott und Dich!
Unter Deiner Führerſchaft,
Unter Vorgang Deines Volkes
Iſt die Einigkeit erwachſen"

*) In dem erſten Teile ſchildert uns der Dichter den Empfang eines heimkehrenden Kriegers in dem Vaterhauſe, der dann ermüdet in einen ſanften Schlummer verfällt und dem nun Boruſſia mit ihrem Stabe das „irdiſche Auge berührt," zu ſchau'n, was ſich begiebt im Reich der Geiſter.

Drum auf Preußens Ruhm und Kraft,
Der geſchloſſ'nen Adlermacht,
Zollerns Burg vom Fels zum Meer
Ruht das neue Kaiſertum" —

ſo führt uns dieſem Gedanken entſprechend ein anderes Feſtſpiel „Zur Heimkehr" von Max Jähns unter dem treffenden Motto:

„Was man zu dieſem Feſt auch bild' und dichte,
Es zieht die Summe preußiſcher Geſchichte"

die Großthaten unſeres Fürſtenhauſes, die unſer Vaterland zu ſeiner heutigen Machtſtellung im deutſchen Reiche erhoben haben, in bezeichnenden Bildern aus den verſchiedenen Jahrhunderten vor Augen.

Da erſcheint zuerſt, während die Kavallerie-Reveille geblaſen wird, ein Reiter aus des Großen Kurfürſten Zeiten, deſſen Ruhm im Kampfe gegen die fremden Eroberer, Franzoſen, Polen und Schweden er verkündet und bei letzteren mit dem Rufe endet:

„Hell klingt Fehrbellin! die Mark erwacht,
Die Brandenburger, ſie ſchlagen die Schlacht,
Die Schlacht, die zuerſt den Fremden gebeut:
Fort! Deutſchland hier in Ewigkeit,
Dem ſich zu Schirmherrn eingeweiht
Der Hohenzollern Herrlichkeit!"

Und kaum iſt dies Wort geſprochen, da ertönen neue Siegesklänge und mit dem Hohenfriedberger Marſche tritt der ſtolze Dragoner von Baireuth auf und bringt dem alten ſtaunenden Kameraden die neue große Mähre:

„Es ſaß auf Preußens leuchtendem Thron
Im Jugendglanze ein Götterſohn;
Der herrſchte über das Vaterland
Mit ſonnigem Auge und ſichrer Hand.
Da zogen Wetter über uns her,
Die ſchreckten den jungen König nicht ſehr —
Und wie der Blitz aus der Wolke zuckt,
Hat Friedrich nicht das Haupt geduckt;

Er packte den Blitz im Wettergraus
Und schmiedete sich ein Schwert daraus,
Und schwang das Schwert und schwang es gut —
Wie ein steuerndes Ruder, so zwang es die Flut"

und damit erwähnt er nun die berühmten Schlachten in den schlesischen Kriegen und schließt mit der letzten deutschen That des großen Königs Friedrich, als er, ein Greis schon, dem Kaiser Joseph II. mit dem stolzen Worte „Nec soli cedo" die Bahn nach Baiern vertrat; denn, so schwur er,

„Das heil'ge Deutsche Reich
Bleibt Deutsch und müßt' ich sterben gleich!
Noch hab' ich, Gott sei Dank, Soldaten,
Es zu bewahren vor Czech' und Kroaten!"

Doch nun erklingen die schwermütigen Weisen eines Trauermarsches, sie bezeichnen

„König Friedrichs Tod"

und — wie ein Landwehrmann von 1813, der sich jetzt zu ihnen gesellt, hinzufügt —

des Vaterlandes Not!"

Und dabei gedenkt er der unglücklichen Zeit, da der preußische Aar zum Tode wund am Boden lag — —

„Doch wie dereinst, als Deutschland schlief,
Der große Kurfürst Reveille rief,
So rief auch der König sein Preußen auf
— — — — — — — — — — — — —
Und wie sich des Wetters Wolkenmassen
Am schwülen Himmel furchtbar fassen,
So rangen die Völker, und sie rangen sich frei —
Und die märkische Landwehr war auch dabei!

Und nachdem er nun deren Thaten vom Hagelsberg bis Belle-Alliance verherrlicht und mit ihrem Einzuge in Paris geschlossen, da tritt denn schließlich ein Soldat von heute den frischen Lorbeerkranz in der Hand mit dem innigen Gruße in ihre Mitte:

„Seid mir gegrüßt, Ihr meiner Träume Bild,
Ihr, deren Thaten ſchon mein Herz erfüllt,
Als ich, ein Knabe noch, mit frohem Ahnen
Im Lied gelauſcht dem Rauſchen Eurer Fahnen!
Seid mir gegrüßt! Was mir im Traum gelacht,
Zur ſtolzen Wirklichkeit gebar's die Schlacht.
Ich darf mich froh an Eure Reihen ſchließen,
Die ſtolzeſte Kameradſchaft zu genießen!
O zaudert nicht die Hände mir zu reichen,
Und nehmt, nehmt Ihr, Ihr meine Siegeszeichen!“

Doch zuvor ſoll er berichten, welch Heldentum von neuem ſich denn Preußens Krieger errungen haben! Aber wie ſtaunen die lauſchenden, als er nun vom Alſenſunde beginnt und von Königgrätz und dann die jüngſten Schlachten und Siege von Weißenburg und Wörth, von Metz und von Sedan anreiht und endlich auf die letzten Kämpfe, die mit der Republik das alte Gleichnis von der Hyder in außerordentlich wirkſamer Weiſe alſo anwendet:

„Gefangen war Napoleon,
Vom Blitz zerſchmettert ſank ſein Thron.
Da hob ſich mit Meduſenblick
Der neue Feind: — die Republik
— Ihr kennet die Sage von der Hyder:
Schlägt man auch Haupt auf Haupt ihr nieder,
Es wächſt ihr nach aus Blut und Gift,
Bis ſie ein Held in's Herze trifft. —
So kämpften wir: auf allen Wegen
Hob ſich ein Schlangenhaupt entgegen,
Vom Schwert getroffen ſank es nieder,
Und üppig wuchernd wuchs es wieder. —
Doch unſer König, unſer Held,
Der wußte, wie man Drachen fällt.
Des grimmen Feindes Herz: Paris,
Das war ſein; und langſam ſtieß
Durch dichter Schuppen Gürtelringe
Er ſeine feſte gute Klinge.
Da, wie ſie bis zum Herzen drang,
Ein Jubel ſich zum Himmel ſchwang,
Der klang ſo mächtig, klang ſo rein;

Du ſollſt der Deutſchen Kaiſer ſein;
Der Feind, der Drache iſt gefällt,
Und Deutſchlands Krone trägt der Held!
Ein Schatz lag in des Drachen Hut,
Das war geraubtes deutſches Gut.
Lothringen, Elſaß unvergeſſen,
Wie lang hat euch der Feind beſeſſen!
Jetzt hat der Held aus blut'ger Schlacht
Euch herrlich wieder heimgebracht.
— Er hält Euch feſt! Sein Schwert gebeut:
„Fort! Deutſchland hier in Ewigkeit,
Dem ſich zu Schirmherrn eingeweiht
Der Hohenzollern Herrlichkeit!"

Da weiſen alle auf die Büſte des Kaiſers hin:

„Dort ragt ein Haupt, Louiſens Sohn!" —

und dies wird nun von ihnen mit dem Jubelrufe:

„Der deutſche Kaiſer lebe hoch!"

gemeinſchaftlich bekränzt.

So hat es der Dichter hier in ſeinem „preußiſchen" Feſtſpiele verſtanden uns mit wenigen, aber treffenden und markigen Zügen ein erhebendes Bild von der großen Geſchichte unſeres Vaterlandes, mit der Deutſchlands Macht und Einigkeit ſo enge verknüpft iſt, zu entrollen, und ſowie wir dort für die Behandlung der Sage dem Dichter Rodenberg, ſo müſſen wir auf dem hiſtoriſchen Gebiete ihm die Palme reichen.

Doch es iſt nicht blos ein allegoriſch-idealer Zug, der die Dramen der Einzugs-Poeſie beherrſcht, ſie leihen auch im Gegenſatze zu dieſen glänzenden Bildern dem tiefen Schmerze ihre Stimme, der ſo manch verwaiſtes Menſchenherz gerade an dieſem Tage der Rückkehr unſerer Truppen aus dem Felde mit erneuter Gewalt erfaßte. Hier galt es zu lindern und auch in die wunde, von Gram zerriſſene Seele einen Balſamtropfen aus dem Becher der allgemeinen Freude zu gießen. Von dieſem Wunſche beſeelt hat Oscar Horn ſein „Feſtſpiel" zur Heimkehr der deutſchen Truppen „Im Siegesheimzug" den

Familien der Gefallenen zugeeignet mit dem einweihenden Worte aus Körners „Leyer und Schwert“:

„Und ſollt ich einſt im Siegesheimzug fehlen,
Weint nicht um mich, beneidet mir mein Glück!“

Es iſt hier ein Mutterherz, dem der Krieg zwei blühende Söhne entriſſen, die der eigene Vater — ſo klagt ſie voll Verzweifelung — zum Sturme gegen die feindlichen Kanonen voran geſchickt. Doch als der Gatte nun, der ſoeben an der Spitze ſeines Regiments ſeinen feierlichen Einzug gehalten, unter liebevoller Umarmung der noch untröſtlichen erzählt, wie er den lieben Gott umſonſt gebeten, ihn, des Leben ſchon im Herbſte ſteht, an jener ſtatt hinwegzunehmen, wie begeiſtert aber ſeine Söhne, als die Pflicht ſie rief, in den Tod gegangen und ſterbend noch ihm zugerufen:

„Vorwärts, Vater, wir ſiegen,“

da zuckt auch ihr ein neuer warmer Strahl durch das zuvor ſchon ganz erſtarrte Herz, und ſie fühlt — die ihr vorher der Schmerz verſchloß —

„Die alte Weisheit, die Jahrtauſend alte,
Vom ſüßen Tod für's teure Vaterland!“

den ſelig heimgegangenen Kindern nach!

Und dieſe Weisheit, die hier den leitenden Gedanken der ganzen Handlung bildet, ſie macht nun auch einen ſtereotypen Beſtandteil faſt aller übrigen Stücke aus, und beſonders ergreifend iſt hier wieder die tröſtende Mahnung, die der Dichter Rodenberg in einer zweiten Abteilung ſeines vorher erwähnten Feſtſpieles „Vom Rhein zur Elbe“, die uns nach Dresden unter die jubelnde, aus allen Ständen und Gegenden zum Einzugstage zuſammengeſtrömte Menge verſetzt, ſeinem Landpfarrer in den Mund legt; dieſer hört das tiefſchmerzliche Wort, das eine Kriegerwitwe ihrem verwaiſten Knaben auf ſeine Frage nach der Bedeutung der großen Statue der Germania zurückgiebt:

„Dir armes Kind, bedeutet's nichts!“

und ſogleich hat er den milden Troſt bereit:

„Doch, doch — auch Dir! Zu Dir auch ſpricht's!
Dir ſagt es bei der Glocken Dröhnen,
Dir mit dem Blick ſo feſt, ſo mild,
Daß alle Schmerzen ſich verſöhnen
Im Hinblick auf dies hehre Bild.

Dir ſagt es laut, Dir ſagt es leiſe:
Du biſt geweiht durch den Verluſt;
Denn jede Witwe, jede Waiſe,
Sie findet Troſt an dieſer Bruſt!

Dir ſagt's: Dich hab' ich mir erkoren,
Du gabeſt mir ein teures Pfand!
Den Vater wol haſt Du verloren,
Doch ſchöner blüht Dein Vaterland!

Er ſtarb, daß es verwirklicht werde,
Was dieſes Bild will kund Dir thun;
Wohin Du trittſt auf deutſcher Erde,
Da findeſt Du den Bruder nun!

So weit auf deutſche Lande nieder
Der Himmel ſtrahlt, der Morgen tagt,
Sind alle Brüder, Brüder, Brüder —!
Das iſt es, was dies Bild Dir ſagt!“

So hat denn die Muſe unter dem lauten Jubel jenes freudigen Einzugsfeſtes auch der Leidenden nicht vergeſſen, ſie hat auch ſie mit weihender Hand berührt und ihrem Schmerze den bittern Stachel genommen!

Doch wenn wir zu dieſen Wunden, die der Krieg, der böſe Krieg ſo vielen Familien geſchlagen, ſchon vorher ihr verſöhnendes Gegenbild in der Größe, der Freiheit und der Ehre unſeres Vaterlandes, für welches jenes Heldenblut gefloſſen iſt, gefunden haben, und:

„Nichtswürdig iſt die Nation, die nicht
Ihr alles freudig ſetzt an ihre Ehre! —“

ſo ſtellt ſich andrerſeits der Dichter hier noch die beſondere Aufgabe den Gott der Schlachten auch für das Leben des einzelnen nicht blos als vernichtenden Dämon, ſondern oft auch als den Genius des Glückes erſcheinen zu laſſen, dem allein der Menſch die Erfüllung ſeiner ſehnlichſten Wünſche zu verdanken habe. Denn

„Der Krieg läßt die Kraft erſcheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,

und was der Friede nicht vermocht, er iſt die Macht, die auch daheim, den größten Feind der Menſchheit — den Stolz und den Hochmut beſiegt und damit die Herzen trennende Scheidewand darniederreißt, die eitler Wahn und nichtiges Vorurteil für unzerſtörbar hielt. Und in den Dramen nun, deren Handlung ſich auf ſolchen Gedanken erbaut, da tritt dann auch wieder das Individuum ganz und voll in ſeine Rechte, während wir vorher nur allegoriſchen Geſtalten oder allgemeinen Gattungstypen begegnet ſind.

Haben wir es in den „Gewonnenen Herzen" von H. Müller geſehen, wie der Krieg ſelbſt den ſchon mit der Muttermilch eingeſogenen Haß der Stämme mit Stumpf und Stiel zu tilgen mächtig war, ſo zeigt uns hier nun ein patriotiſches Schauſpiel mit Geſang in einem Akte, das ſchon im Jahre 1871 ſelbſt eine zweite Auflage erlebte „Des Kriegers Heimkehr" von Heinrich Steinhauer, wie der reiche und ob ſeines Reichtums übermütige Tyroler Dorfſchulze die Hand ſeiner Tochter ſchließlich doch viel lieber dem braven, aber armen und darum bisher ſo ſtolz verſchmähten Witwenſohne giebt, der im Kampfe den Preis der Tapferkeit errungen und ihm den einzigen Sohn im Schlachtgewühl gerettet, als dem zuvor von ihm erkornen, reichen, aber albernen und feigen Bauern Hannes, der ſich auf unrechtmäßige Weiſe der patriotiſchen Pflicht des Kriegsdienſtes zu entziehen gewußt hat.

Und wie der Geldſtolz, ſo hält auch das Standesvorurteil, das lang' genährte, die Feuerprobe des Krieges nicht

aus, und unſer Landsmann Ernſt Wiechert iſt es, der in ſeinem trefflichen einaktigen Lebensbilde „Das eiſerne Kreuz" von neuem den Beweis geführt, daß nicht Rang und Geburt, ſondern Verdienſt, perſönliche Tapferkeit und Aufopferung für den Nächſten allein den Wert des Menſchen beſtimmen.

Sein alter Held, der Freiherr Eberhard von Schleuſach, der mit treuer Dankbarkeit an ſeinem Schloßverwalter und Kriegskameraden Rauthaler hängt — denn er hat ihn einſt bei Leipzig als wackerer Reitersmann aus den Händen überlegener Feinde herausgehauen — er, der ſonſt ſo edel denkende, hat dennoch die Werbung des Aſſeſſors Edmund Karſten um die Hand ſeiner Großtochter Magda, obwohl ihre Herzen ſchon lange in Liebe für einander ſchlagen, mit verletzendem Stolze zurückgewieſen! Denn, wenn auch jener ein Ehrenmann iſt, — wie er es ſeinem alten Kameraden, dem Großvater des jungen Mannes gerne zugeſteht — und ſein Pathe dazu und ein Junge, den er lieb hat, wie ſeinen Sohn, — ſeinetwegen meint er ſich doch nicht „den alten Stammbaum verſchimpfieren" laſſen zu dürfen. Doch als nun ſein eigener Enkel, der Offizier Conrad, den er mit dem eiſernen Kreuze geſchmückt bei ſeiner Rückkehr zu begrüßen hoffte, ihm in ergreifender Schilderung erzählt, wie auch er nur ſein Leben der edelmütigen Tapferkeit ſeines ehemaligen Spielkameraden Edmund Karſten zu verdanken habe, und wie er darum gebeten, das für ihn beſtimmte Kreuz, da nur ein einziges an ſeine Kompagnie gekommen, dem Würdigeren zu verleihen — „es ziert nun die Bruſt meines Retters — mein Stolz, ſo oft ich es da ſehe" — ſo ſchließt er —, da muß denn auch der Freiherr zugeben, daß ſein Enkel recht und eines hochherzigen Mannes wert gehandelt habe; und vor ſolcher ehrenhaften Handlungsweiſe, da ſchmilzt nun auch ſein altes Standesvorurteil: mit den Worten „das eiſerne Kreuz muß in der Familie bleiben," fügt er die Hände der Liebenden zuſammen und weiſt mit Stolz auf den jungen Krieger, an deſſen Seite er ſelbſt herantritt:

„Seht her! das eiſerne Kreuz von anno 13 und von anno 70, der abſterbende Stamm und die grüne Hoffnung einer beſſern Zeit. — Ich hoffe, die Franzoſen kommen nicht zum drittenmale.“ —

In dem Schlußworte dieſes Stückes klingt zugleich wieder die helle Seite an, die von den Dichtern jener Tage ſo gerne und ſo vielfach angeſchlagen worden: die Erinnerungen von 1813 tönen mit den Großthaten von 1870 zum ergreifenden Accorde zuſammen!*) Und hier iſt es auch, wo der Mißton jener ſchon beſprochenen Zwiſchenzeit im ſchönen Dreiklang ſeine Löſung findet! Dies iſt die Tendenz des ebenfalls einaktigen Feſtſpiels „Drei Kämpfer“ von Friedrich Hoffmann, dem bekannten Mitarbeiter der Gartenlaube — ein Stück, das nicht blos bei ſeiner erſten Aufführung im neuen Stadttheater zu Leipzig am 2. September 1872 allgemein zündete, ſondern auch bei der Kritik ganz ungeteilten Beifall fand! Sie rühmt es dem Verfaſſer nach „daß er mit feſter Hand und kräftigen Strichen ein Bild der Gegenwart gezeichnet hat, in der die Anſchauungen und Gefühle dreier Generationen vertreten ſind, deren Repräſentanten ſich überdies — der Großvater, ein Ritter des eiſernen Kreuzes von 1813, der Vater, gewiſſermaßen Ritter vom Geiſte der vierziger und fünfziger Jahre, der Sohn Ritter des eiſernen Kreuzes von 1870, daneben die Mutter, die Braut, ja ſelbſt der jüngſte der Jungen, der Knabe, in dem mit ein paar naiven Zügen der künftige Vaterlandsvertheidiger, das Häkchen das ſich bei Zeiten krümmt, treffend geſchildert wird, zur lebendigen Gruppe der Familie zuſammenfügen.“ **)

Es iſt der Morgen des Einzugstages der zurückkehrenden Truppen, den der Großvater mit dem rührenden Dankesworte begrüßt:

*) Den nämlichen Zweck hatte ſchon im Anſchluß an den Krieg von 1866 C. Capeller mit den Kriegern von 13 und von 66 in ſeinem anſprechenden Idyll: „Die Heimkehr aus dem Kriege“ (Königsberg i. Pr., C. Ph. Nürnberger 1868) verfolgt.

**) Vergl. die vorgedruckte Kritik p. 13 ff.

„So hab' ich's denn erlebt — ich hab's erlebt,
Was mir im Traum zu kühn zum Denken war:
Der alte Erbfeind liegt zermalmt am Boden,
Und was am Boden lag, ein Spott der Welt,
Das kronenüberreiche, arme Deutſchland —
Hoch ragt's empor als erſtes Reich der Erde!
(aufſtehend und das Sammetkäpchen in beide Hände nehmend:)
Herrgott, wie dank ich Dir für dieſe Gnade!"

Und in dieſer dankbaren Stimmung da mahnt er auch den Vater der Familie hier, der ſelbſt an dieſem Freudentage, der ihm den lieben Sohn mit Ruhm gekrönt in ſeine Arme zurückführen ſoll, die trüben Erinnerungen an die Zwiſchenzeit ſeiner eigenen vergeblichen Kämpfe für die deutſche Einheit nicht vergeſſen kann:

„Mein Sohn, Dich macht der alte Unmut blind.
Der Hader weiche der Gerechtigkeit!
Sie ſpricht zu Dir und Deinen Kampfgenoſſen:
Erfreut Euch dieſer großen Zeit der That!
Sie iſt die Ernte nun von Eurer Saat!
Mit Blut und Eiſen war es nicht gethan,
Wenn Ihr den deutſchen Geiſt nicht erſt gerüſtet!
Als Ihr's gewollt, da habt Ihr's nicht geſollt —
Jetzt iſt's Gottlob geſellt, was Ihr gewollt!

Und als er ſpäter nun auch den Gruß an den heimgekehrten jungen Krieger mit dem mahnenden Worte ſchließt:

„Nun haltet feſt das Reich, das Ihr erhöht,
Daß es nicht wieder aus den Fugen geht" —

da antwortet dieſer voll Zuverſicht:

„Gott ſchirme uns vor dieſer Not!
Wir ſahn das letzte Zucken einer Kaiſerkrone.
Furchtbar iſt das Erzittern eines Thron's,
Furchtbarer, wenn ein Reich zuſammenſtürzt —
Und ſchrecklich, wenn's geſchieht durch eig'ne Schuld.
Das wird, ſo lange deutſche Mütter leben,
Und deutſche Männer Kopf und Fauſt erheben,
Und deutſche Knaben unſer Beiſpiel ſehn,
In Deutſchland nun und nimmermehr geſcheh'n!
Ja Deutſchland ſei die Ehre dieſer Welt!
Das will ich Dir geloben, alter Held" —

worauf der Knabe, ſein jüngſter Bruder einfällt:

„Ich auch! denn ich und meine Kameraden
Wir ſind des Kaiſers künftige Soldaten" —

wozu der Vater, jener Kämpfer des Geiſtes hinzuſetzt:

„Wer Deutſchland feſt in Einigkeit will bauen,
Der muß es auf des Volkes Tugend gründen,
Und ſeine höchſte Tugend iſt die Treue.
Wie ſeine höchſte Liebe iſt — die Freiheit.
Das müßt Ihr feſt für alle Zeiten halten!
Zu oberſt laßt die deutſche Treue walten,
Dann bleibt Ihr frei und einig allzugleich —
Frei ſind die Stämme, einig macht das Reich!" —

Ja — ſchließt nun der Großvater

„Gott ſeg'ne dieſes Feſt und ſchirme uns
Für immer die Erinnerung großer Tage,
Die immer neu des Volkes Seele weiht
Und würdig es erhält der großen Zeit!" —

Mit dieſem Stücke ſind wir nun, wiewohl es die Rückkehr der Truppen behandelt, zu den Sedan-Dramen gekommen, denn es war dazu beſtimmt, wie aus dem oben mitgeteilten Datum ſeiner Aufführung hervorgeht, der erſten Feier dieſes Schlachttages, den des Volkes ungeteilter Wunſch ſich ſelbſt zum allgemeinen Nationalfeſte beſtimmt hat, ihre poetiſche Weihe zu erteilen — ein Gedanke, dem der Verfaſſer ſelbſt in einer alle gegenteiligen Anſichten bekämpfenden Einleitung den unwiderſprechlichſten Ausdruck verliehen hat. Wie es nun nicht anders ſein kann, ſo haben die Dramen, die dem Sedan-Tage gewidmet ſind — was ja das ſoeben beſprochene Feſtſpiel bewieſen, meiſtens ähnliche Sujets gewählt und zeigen dabei auch in der Art ihrer Behandlung nicht viel Abweichendes. Zwei jedoch haben hier ihre Handlung an die Schlacht ſelbſt geknüpft, deren Andenken ſie verherrlichen wollen; das erſte, ein rein allegoriſches Feſtſpiel „Am Tage von Sedan" von Heinrich Helmers (Bremen, Kuttmann 1876) führt uns auf das Schlachtfeld ſelbſt, wo Germania auf einer waldigen Höhe des Ausganges des Kampfes harret und alsdann freudig die von

der Boruſſia ihr wiedergewonnenen Kinder Alſatia und Lottringia an liebendem Mutterherzen empfängt, worauf das Drama mit einer Ovation für Kaiſer Wilhelm und ſeine Palladine, Bismarck und Moltke endet. *)

Das zweite Stück „Der Tag von Sedan," eine dramatiſche Feſterinnerung von Rudolf Bunge (Cöthen, Schettlerſche Buchhandlung 1874, 2. Auflage) — ein Dramolet (wie es der Verfaſſer in der Vorrede nennt), das wiederholentlich aufgeführt iſt — ſpielt in Deutſchland auf einer Verpflegungsſtation, wo ein Transport von Verwundeten aus der Schlacht von Gravelotte gerade in dem Momente empfangen wird, als die Siegesnachricht vom 2. September mit der Depeſche des Königs an die Königin Auguſta eintrifft — ein ſtimmungsvolles Bild aus der Heimat, die ihren Dank an die treuen Krieger, die für ſie geblutet, durch die liebevollſte Aufnahme und ſorgfältigſte Pflege ſo gerne zu bethätigen ſtrebte! Schilderungen von dem Kampfe und ſeinen Opfern bilden dabei den ernſten Hintergrund, dem auch das Mahnwort am Schluſſe entſpricht:

„Nun, Vaterland, laß Deine Fahnen wallen!
Doch in dem Jubel, der Dir Kränze flicht,
Vergiß ſie nicht, die herrlichſten von allen,
„Vergiß, mein Volk, die treuen Toten nicht!"
Und freuſt Du einſt Dich Deiner Heimgekehrten,
So grab die Heldennamen der Verklärten
Nicht nur in Deiner Kirchen Erz und Stein,
Nein, ſchreib' ſie tiefer Dir in's Herz hinein,
Daß Deine Enkel allen Zeiten melden:
Das waren unſ're Väter, deutſche Helden!" —

Wenn nun auch die Muſe in jedem Jahre dieſem Ehrentage der deutſchen Nation immer neue Kränze gewunden, ſo hat ſie es ſich doch beſonders angelegen ſein laſſen, ſeine zehn-

*) Von demſelben Verfaſſer und in demſelben Verlage iſt noch eine andere patriotiſche Gabe erſchienen: „Hermann der Deutſche" — Gedicht zur Feier der Einweihung ſeines Denkmals auf der Grotenburg im Teutoburger Walde am 16. Auguſt 1875; ſowie endlich „Das Buch der Prologe." —

jährige Wiederkehr in schwungvollen Liedern mannigfachster Art zu feiern, und so hat uns das Jahr 1880 auch eine dramatische Gabe gebracht, die uns noch einmal in frischester Weise in das buntbewegte Kriegesleben versetzt, das hier aber mit dem großen Finale „Der Kapitulation von Paris" seinen glänzenden Abschluß findet.

Es heißt „Die deutsche Kaiser-Proklamation," ein patriotisch-militairisches (in Form des „Wallstein'schen Lagers" gehaltenes) National-Festspiel in drei Tableaux zum zehnjährigen Jubiläum des Sedan-Tages und der Wiederherstellung des deutschen Nationalreichs von Hermann Görwitz — ein Stück, das sich ebenfalls bei seinen bisherigen Aufführungen überall als effektvoll und begeisternd bewährt hat; das der Verfasser aber nicht bloß den Bühnen, sondern auch den Schulen zur patriotischen Erinnerung an jene ruhmvoll glänzende Zeit der deutschen Geschichte gewidmet hat; denn — wie er Germania in dem Prologe sprechen läßt —

„Den heutigen Jüngling, damals Knabe noch,
Wird es mit wunderbarer Macht ergreifen,
Und rasch zum Freund Germanias ihn reifen,
Wenn heut zum Fest auch nur ein flüchtig Bild
Ihm jener Tage Heldengeist enthüllt; —

Dann stählt das Dichterwort ihn schnell zum Mann:
„An's Vaterland, das teure, schließ dich an!"
So oft es gilt der nationalen Ehre,
Dem Rechte und der Unabhängigkeit;
So oft es gilt, die Anmaßung des Feindes
Zu züchtigen, wie es bei Sedan galt!"

Waren nun auch in den andern Stücken hier und dort Anklänge an die Schiller'sche Muse zu finden, so haben wir in dem vorliegenden Festspiele, wie es der Verfasser ja auch selbst in dem Titel hervorgehoben, eine direkte und zwar wohl gelungene Nachahmung jenes klassischen, in seiner Wirkung als Kriegsbild bisher so unübertroffenen Soldatenstückes unseres großen Dichters vor uns. Und hieran werden wir sogleich durch den Ton und die Form des Prologes erinnert,

in deſſen weiterem Verlaufe uns der Dichter über Ort, Zeit und Tendenz der Handlung Aufſchluß erteilt: er führt uns nämlich in das Lager eines deutſchen Reſerve-Jäger-Bataillons, das zum Schutze der eroberten Provinzen zwiſchen Kehl und Straßburg errichtet iſt, und in den ſoldatiſchen Aeußerungen dieſer Krieger ſoll ſich nun die Stimmung des deutſchen Volkes in jener gewaltigen Epoche abſpiegeln und darin zugleich den Helden und Lenkern jener welterſchütternden Ereigniſſe in der nämlichen Weiſe ein Denkmal geſetzt werden, „wie durch das Lager Wallenſteins“ ſein mächtiger Geiſt hindurchzieht.

Und es iſt hier lauter friſches, fröhliches Soldatenblut, das ſich da zunächſt an den Schenktiſchen der Mutter Stramm, ihrer Chef-Marketenderin, einer prächtigen Figur, die ihrem Vorbilde aus dem Schiller'ſchen Stücke alle Ehre macht, in buntem, luſtigem Treiben umhertummelt und dabei das Licht ſeiner militairiſch-politiſchen Weisheit in muntern Geſprächen weiter leuchten läßt, um dann im zweiten Bilde gleich wieder mit geſpanntem Ohre ſeinem Feldkaplan zuzuhören, der ſich von höherem Standpunkte aus über die Urſachen und Wirkungen des großen Krieges, ſowie über die darin bewährte Kraft und Tugend, die in ſich die ſichere Bürgſchaft künftigen Glückes trägt, ausläßt, bis ſie dann endlich bei einem Glaſe Punſch

„Denn der Hauptmann hat geladen
Zu 'ner Bowle die Soldaten!“

die Uebergabe von Paris und die Neugründung des Reiches begeiſtert feiern und nach der friſchen Weiſe des „Wohlauf Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd“ die Handlung des patriotiſchen Stückes mit dem Liede beſchließen:

„So reich' ſich denn Alles, was deutſch iſt, die Hand,
Wie im Felde die deutſchen Soldaten! —
All-Deutſchland ſei euer Vaterland,
Seid Landsleut und Kameraden!
Nun „Volk du in Waffen“ ſei Bürger zugleich
Und ſo blühe der Frieden mit Kaiſer und Reich!“ —

Ja das wolle uns der Höchſte in ſeiner Gnade ſchenken und uns noch lange, lange unſern Kaiſer und mit ihm die Segnungen des Friedens erhalten!

Sollte uns aber jemals wieder ein Kriegsunwetter bedrohen, — und es ſteht ja ſo manche böſe Wolke an dem Himmel Europas, dann möge die Mahnung des alten Arndt von neuem unſer Sammelruf ſein und es in alle Ewigkeit bleiben:

„Mein einiges Deutſchland, mein freies, heran!
Sie wollen, ſie ſollen es haben!
Auf! ſammle und rüſte dich ſtark wie Ein Mann,
Und bringe die blutigen Gaben!
Du, das ſie nun nimmer mit Liſten zerſplittern,
Erbrauſe wie Windsbraut aus ſchwarzen Gewittern!"

Und ſetzen wir hinzu das Wort vom Rheine, der ja nun ganz unſer iſt, verallgemeinernd

„Dann klinge die Loſung — bewährt und bekannt —
Mit Gott für König und Vaterland!" — — *)

*) Dem Sedan-Tage verdanken nun noch einige andere Dramen ihre Entſtehung, die aber mit ihm nur äußerlich zuſammenhängen, ohne ſeine Bedeutung als Motive der Handlung weiter zu verwerten; ſo das Luſtſpiel in vier Aufzügen: „Umgeſattelt oder die Sedan-Feier" von A. Stegemann (Berlin, E. Bloch) und „Die Schlacht bei Sedan oder Konfuſion ohne Ende," Luſtſpiel in einem Akt von O. Biſchoff (Leipzig, J. F. Wöller) aus der Sammlung „Die Jugendbühne," Schauſpiele für Mädchen zur Aufführung bei Schul- und Familienfeſten von O. Biſchoff. — In demſelben Verhältniſſe ſteht zur Einzugs-Poeſie das einaktige Luſtſpiel „Ein Fenſter beim Einzug" von Adele Gräfin v. Bredow-Göhne (Wallner's allgemeine Schaubühne, Lieferung 25). — Eine willkommene Gabe ſind ſchließlich „Die dramatiſchen Feſtſpiele, geeignet zur Aufführung in patriotiſchen Vereinen und Familien, in Schulen und Soldatenkreiſen, geſammelt, beziehungsweiſe bearbeitet von C. Trog (Eſſen und Leipzig, A. Silbermann, 1881); ſie ſchließen ſich an die Hauptgedenktage deutſcher, wie preußiſcher Geſchichte an.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Einleitung 1

I. Das historische Volkslied von 1870 — 71.

Gebet 11

II. Die dramatische Kriegslitteratur von 1870 — 71.

1. Die Dramen ernsten Inhalts 49

2. Die humoristischen Dramen 112

3. Die Einzugs- und Sedan-Dramen 152

W. Krauseneck, Gumbinnen.

In demselben Verlage erschien:

Die

Schlacht von Sedan

im

Deutschen Liede.

Festrede zum 2. September 1880

von

Dr. E. Küsel.

8. 1880. Preis 1 Mark.

—

W. Krauseneck, Stuttgart

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.